Der
Alte Orient

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft

Zweiter Jahrgang

Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1901

2. Jahrgang.

Preis des Jahrganges (4 Hefte) 2 M., geb. 3 M.

Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen herausgegeben von der Vorderasiatischen Gesellschaft.

Heft 1.

Einzelpreis jedes Heftes 60 Pfennig.

Die politische Entwickelung Babyloniens und Assyriens

von

Dr. Hugo Winckler
Privatdozent an der Universität Berlin

Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1900

Die Vorderasiatische Gesellschaft

bezweckt die Förderung der vorderasiatischen Studien auf Grund der Denkmäler. Sie giebt wissenschaftliche „Mitteilungen" und gemeinverständliche „Darstellungen" heraus. Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 10 Mark.

Die „Mitteilungen" (Verlag von W. Peiser in Berlin) erscheinen in zwanglosen Heften, für Mitglieder unberechnet, Jahrespreis für Nicht-Mitglieder 15 Mark.

1. Jahrgang (1896) 12 M.; 2. Jahrgang (1897) 24,50 M.; 3. Jahrgang (1898) 15 M.; 4. Jahrgang (1899) Heft 1: J. Mordtmann, Palmyrenisches; Heft 2: E. Glaser, Punt und die südarabischen Reiche; Heft 3: C. Niebuhr, Einflüsse orientalischer Politik auf Griechenland im 6. und 5. Jahrhundert.

Die „Darstellungen" führen den Haupttitel **„Der alte Orient"** (Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig); jährlich erscheinen 4 Hefte zu je 2 Bogen. Preis eines Heftes 60 Pf.; eines Jahrgangs 2 M., geb. 3 M. Für Mitglieder der Gesellschaft Vorzugspreise laut Bekanntmachung in den geschäftlichen Mitteilungen 1899, II.

Der erste Jahrgang enthielt:

Hugo Winckler, Die Völker Vorderasiens.

Carl Niebuhr, Die Amarna-Zeit. Ägypten und Vorderasien um 1400 v. Chr. nach dem Thontafelfunde von El-Amarna.

Alfred Jeremias, Hölle und Paradies bei den Babyloniern.

Adolf Billerbeck, Der Festungsbau im alten Orient. Mit 7 Abbildungen.

Für die weiteren Hefte sind zunächst folgende Themata in Aussicht genommen:

Geschichte, Religion, Kultur der vorderasiatischen Völker.

Die Ausgrabungen der Engländer in Assyrien und Babylonien, der Amerikaner in Nippur, des deutschen Orient-Komitees in Sendschirli (Syrien).

Die archäologischen Funde in Südarabien.

Die politische Entwickelung Babyloniens und Assyriens

von

Dr. Hugo Winckler
Privatdozent an der Universität Berlin

Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1900

Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

2. Jahrgang, Heft 1.

Die politische Entwicklung Babyloniens und Assyriens.

Die Geschichte des Altertums bis auf den Beginn des sogenannten Mittelalters zeigt ein unaufhörliches Auftauchen nomadischer, uncivilisierter Stämme, welche in die Kulturländer eindringen — oder auch selbst eine Kultur entwickeln — um damit zu ansässigen Kulturvölkern zu werden und ihr Geschick in mehr oder oft auch bis jetzt weniger hellem Lichte der Geschichte zu erfüllen. Der Übergang zur Seßhaftigkeit ist mit einem Wechsel der Lebensbedingungen verbunden, der sich um so schneller vollzieht, wenn die Eroberer sich in das warme Nest einer schon entwickelten Kultur hineinsetzen, der aber in jedem Falle eintritt, auch wenn der langsamere Vorgang der Erarbeitung einer Kultur vorliegt. Diesen letzteren in seiner Reinheit nachzuweisen würde übrigens im Bereiche unserer Kultur kaum möglich sein, denn es tritt dann fast überall der umgekehrte Fall ein, daß die benachbarten Kulturstaaten ihre Überlegenheit geltend machen und den Entwicklungsgang stark beeinflussen — so z. B. Rom bei den Kelten und Germanen, Deutschland bei den Slaven.

Mit den veränderten Lebensbedingungen müssen sich auch andere Formen zur Befriedigung der Lebens*bedürfnisse* herausbilden. Gewähren dem Nomaden die Jagd und Viehzucht den Lebensunterhalt, und kommt der Ackerbau für ihn nur in bescheidenem Maße in Betracht, so ist umgekehrt dieser die Grundlage der Existenz für den ansässig gewordenen Bewohner des Kulturstaates. Der Boden, zu dessen Herrn er sich gemacht, macht auch seine Rechte an seinem Besitzer geltend; der Mensch ist der Sklave seiner Bedürfnisse.

Entspricht dem Nomadenleben im allgemeinen die Organisation in patriarchalischem *Stammes*verbande, dessen Angehörige sich als Blutsverwandte, als Glieder einer großen Familie betrachten, welche in ihren Führern die Väter sehen, deren Führerschaft durch

die Natur gegeben ist, so zwingt der Ackerboden als Opfer für die gesicherte Leistung des Lebensunterhaltes den freien Söhnen der Steppe und des Waldes das härtere Joch einer Herrschaft auf. Die mannigfachen Gestaltungen des Kulturlebens zerreißen schnell die engen Bande des in seiner Einfachheit wenig verschiedene Lebensformen bietenden Nomadendaseins. Wenn der reichste Beduine dasselbe Stück rohgebackenen Brotes mit demselben Trunke Milch anfeuchtet und sich in gleich schmutzige Lumpen kleidet wie sein ärmerer „Bruder", oder wenn der Jägernomade erst recht denselben Bissen mit seinem Stammesgenossen teilt, so trennt im Kulturleben der Besitz rasch die einst gleichstehenden in verschiedene Klassen, abgesehen davon, daß die Besitzergreifung eines Kulturgebietes durch Eroberer von vornherein den Unterschied der unterworfenen alten Bevölkerung und der herrschenden Sieger bedeutet.

Was einst freiwillige Unterordnung unter den Scheich und Vater war, das wird somit durch die Macht des Besitzes und dann durch die Gewalt des Herrschers erzwungener Gehorsam. An die Stelle des Stammes tritt der Staat als Organisationsform der Bodensessigkeit.

Wir können die Geschichte orientalischer Kultur und Staatenbildung, und damit der ältesten der Menschheit, noch nicht bis in ihre Anfänge verfolgen, denn da wo unsere Kenntnis beginnt, hat der Orient bereits eine lange geschichtliche Entwicklung hinter sich (I. 8. 15.). Es handelt sich daher für uns immer nur darum, das stetig sich wiederholende Schauspiel zu verfolgen, wie Naturvölker sich über das Kulturland ergießen, um in dessen Bereich und Bann dieselben Bahnen zu wandeln, wie die Vorgänger: die Bahnen, welche die natürlichen Daseinsbedingungen ihrer neuen Heimat vorschreiben.

Es liegt ebenfalls in der Natur der Dinge, daß solche Eroberungen sich im ganzen betrachtet als eine Überschwemmung des Landes mit einer großen Volksmasse, mit einem ganzen großen Volke oder einer Völkergruppe darstellen, welche meist einer andern Rasse angehören als die bisherigen Besitzer des Kulturlandes. So folgen in Babylonien auf die Kanaanäer die Kassiten, auf diese die Aramäer und Chaldäer, die ihrerseits den indogermanischen Völkern (Meder, Perser) erliegen, welche wiederum nach dem hellenistischen Zwischenspiele von den Arabern abgelöst werden. Wir können diese Einwanderungen und Überschwemmungen in ihrem Verlaufe verfolgen. Dabei stellen sie sich nicht als eine mit einem Male losbrechende

Völkerwoge dar, sondern auch hier wird der Stein vom steten Tropfen gehöhlt. Lange, oft Jahrhunderte, vor dem entscheidenden Schlage, ist das Andringen der beutegierigen Barbaren zu erkennen. Solange aber nur einzelne Stämme gegen die verwahrten Grenzen des Kulturlandes anrücken, werden sie mit dessen überlegenen Kampfesmitteln (I, 6) abgewehrt und verlieren sich, zwischen ihren nachdrängenden Stammesverwandten und der unüberschreitbaren Grenze erdrückt, gelegentlich auch als Unterworfene in das Kulturland aufgenommen, dessen Besitz sie als Herren erstrebt hatten. Erst wenn die Macht der Verhältnisse alle die vereinzelt lebenden Stämme einer solchen großen Völkergruppe soweit geeint hat, daß ihre Masse unter einheitlicher Führung steht — man denke an die Araber und Mongolen — und wenn zugleich das Kulturland der sogleich festzustellenden Entwicklung folgend den Tiefstand seiner Einigkeit und politischen Macht erreicht hat, dann kann die Einwanderung erfolgen, welche die barbarischen Eroberer zur herrschenden Klasse des Kulturlandes macht und dessen Bevölkerung ein Teil von ihrem Wesen aufprägt, um nun ihrerseits den Gesetzen der Entwicklung eines ansässigen Kulturvolkes zu unterliegen, bis mit neuen Eroberern das gleiche Spiel von vorn beginnt.

Der Drang des Menschen sich aneinander zu schließen und der durch die Natur des zur Hervorbringung einer Kultur geeigneten Landes (I 4) ausgeübte Zwang lassen Staaten entstehen, welche größere Verbände darstellen als der — jetzt ja auf viel engerem Raume zusammengedrängte — Nomadenstamm. So lange den Einwanderern noch ihre kriegerische und raubgierige Natur innewohnt, haben die neuentstandenen Staaten nichts eiligeres zu thun, als über einander herzufallen und sich gegenseitig zu unterjochen, bis das Ergebnis ein großes Reich unter einem Könige ist. Auch wird wohl — wie bei den Persern und Arabern, auch bei der Eroberung Alexanders — die Zwischenstufe gleich übersprungen, und die unter einheitlicher Leitung erfolgte Eroberung begründet sofort ein großes Reich, welches das gesamte Kulturland und bisweilen sogar viel ausgedehntere Gebiete umfaßt, indem die Herrschaft über die großen Barbarenländer, aus welchen die Sieger gekommen sind, ebenfalls behauptet wird.

Solche Reiche hat der alte Orient viele entstehen und vergehen sehen. Wer mit dem Gedanken an die modernen Großstaaten oder auch nur an die mittelalterlichen Reiche und Staaten die Geschichte des alten Orients betrachtet, dem wird es wunderbar erscheinen, wie

jene gewaltigen Reiche, welche der Schrecken der Länder gewesen, plötzlich Gegnern mit verhältnismäßig so geringen Machtmitteln erliegen konnten. Als ein Wunder erscheint der Sturz des Sassanidenreiches durch den Islam, und als ein tollkühnes Abenteuer der von unbegreiflichem Erfolg gekrönte Zug Alexanders gegen den persischen Koloß. Allein, sobald man etwas näher zusieht, gewinnt das Prophetenwort vom Koloß mit den thönernen Füßen seine volle Bedeutung. Unerschöpflich wären die Machtmittel der gewaltigen Reiche des Orients gegenüber ihren Angreifern gewesen, wenn sie hätten aufgeboten werden können und wenn sie einer einheitlichen Leitung zur Verfügung gestanden hätten. Aber zu einer wirklichen Zusammenfassung aller Machtmittel unter einer leitenden Centralstelle fehlten jener Kultur noch die Vorbedingungen: die Verkehrsmittel, welche ihrerseits die gewaltigen Länderstrecken aneinander gekettet und in ihren Lebensbedingungen aufeinander angewiesen hätten. Wohl umfaßte die babylonische Kultur ein gewaltiges Gebiet, welches in seinem engeren Bereiche — dem Zweistromland — auch Lebensbedingungen bot, die sich miteinander vereinigen ließen, aber sobald wir das Gebiet des Laufes der beiden Ströme nach ihrem Austritt aus den Gebirgen verlassen, finden wir zwar Vieles noch im Zeichen babylonischer Geisteserrungenschaften stehend und nach Babylonien als der Wiege der Kultur blickend, die Natur der Länder wird aber bereits eine stark verschiedene und drängt die Völker, denen sie einen andern Stempel aufdrückt, wieder von jenem Mittelpunkte ab. Das Zweistromland selbst, welches der Euphrat als Verbindungsweg eint, wird andererseits durch die große Steppe in zwei Teile, Mesopotamien und Babylonien (Irak), geschieden. Syrien und Palästina sind ebenfalls von der Natur in sich geschlossene Gebiete, von den im Norden durch die Gebirge getrennten Gebieten — Armenien, Medien, Elam — zu schweigen. Wenn daher diese Gebiete durch die erobernde Gewalt des Schwertes zu großen Reichen zusammengefaßt wurden, so entstanden Gebilde, welche nicht nur den Keim zu ihrem Verfall in sich trugen, sondern denen überhaupt die Vorbedingung zu einer Weiterentwicklung abging. Noch waren die so vereinten Landschaften unter einander zu verschieden um dergestalt zusammengebracht, nicht wieder auseinander zu drängen. Das Schwert und die Gewalt können wohl Gehorsam und Steuerzahlungen erzwingen, sobald ihr Druck aber aufhört, wird die Eigenart jeder Landschaft und jedes Volkes wieder ihre eigenen Bahnen einschlagen. Nur eine Kulturstufe, welche durch die Überwindung größerer Räume durch

vervollkommnete Verkehrsmittel das Trennende, welches in der Verschiedenheit der Landschaften herrscht, zu gunsten des Austausches der Bedürfnisse überwindet und somit den Staat zu einer Wirtschaftseinheit macht, kann größere Gebiete als das einer von der Natur geschlossenen Landschaft dauernd einen. Die Römerstraßen sind nicht nur von militärischer Bedeutung gewesen.

Es ist danach unter den Kulturverhältnissen, wie sie der alte Orient bot — und wie sie überhaupt die Kultur bis auf die Neuzeit geboten hat — ausgeschlossen, daß eine große Reichsregierung sich auf etwas anderes stützen kann als auf die Gewalt. Diese hat ihren Ursprung in der ungebrochenen Volkskraft der erobernden Barbaren und muß daher eine immer größere Einbuße erleiden, je mehr die seßhaft gewordenen Eroberer den unkriegerisch machenden Wirkungen des Kulturlebens unterliegen. Zudem birgt die Verwaltungsform, welche sich zunächst bei der Seßhaftwerdung von Stämmen ergiebt, den weiteren Keim zur Schwächung der bei der Eroberung unerläßlich gewesenen Centralgewalt in sich. Die Eroberer werden Beherrscher der Unterworfenen, das Land wird an sie aufgeteilt und sie werden somit zu Grundbesitzern und bilden eine Adelskaste gegenüber der unterworfenen Bevölkerung. Ihre Führer werden die Fürsten oder obersten Beamten der einzelnen Verwaltungsbereiche und Landschaften des Reiches. Sie verschmelzen mit diesen und je mehr die Interessen und Lebensbedingungen ihrer engeren Heimat von denen des Reichsmittelpunktes verschieden sind, um so stärker wird für sie der Reiz, ja der Zwang, sich von dieser loszumachen. Die Lehensfürsten oder Statthalter suchen sich selbständig zu machen, das Reich zerfällt wieder in zahlreiche Kleinstaaten mit verschiedenen Interessen und — die Vorbedingung für eine neue Eroberung, die Ohnmacht der Centralgewalt, ist gegeben. So im Perserreiche, dessen Satrapen ebenso eigene Politik verfolgen wie die Fürsten des ehemaligen deutschen Reiches, so im Sassanidenreiche, und so dem Wesen nach in all den früheren Reichsbildungen des alten Orients, deren Organisation überhaupt auf dem Lehnswesen beruhte.

Die beiden Kulturgebiete des vordern Orients, welche zu solchen durch ihre großen Flüsse, Euphrat und Nil, bestimmt sind, fordern zu einem Vergleich ihrer Bedeutung für den Orient heraus. Es bedarf keiner Ausführung, daß die Euphratkultur einen ausgedehnteren und tiefer gehenden Einfluß ausgeübt hat, als die des Nils,

obgleich die Bedingungen, welche das Land als solches, in seiner Ertragfähigkeit bot, bei beiden wohl gleich sind, als Verkehrsstraße der Nil eher leistungsfähiger ist als der Euphrat. Eine Kultur, welche sich über die erste Stufe des ackerbauenden Ansiedlers erhoben hat — und mit solchen haben wir es bei Beginn der uns bis jetzt erschließbaren Geschichte längst zu thun — hat aber weitergehende Bedürfnisse als die welche auch ein von der Natur noch so verschwenderisch ausgestattetes Land bieten könnte. Diese zu befriedigen, muß sie durch den Handel, den Verkehr mit anderen Ländern suchen, und da das Kulturland naturgemäß zum Mittelpunkte der umgebenden weniger civilisierten Länder wird, so wird es von diesen nicht nur seinen eigenen Bedarf decken, sondern gleichzeitig mit seinen eigenen Erzeugnissen auch die von den verschiedenen Seiten eingeführten Handelsgegenstände nach den entgegengesetzten wieder ausführen. Es wird also zum Vermittler des Handels mit den Erzeugnissen der Barbarenstaaten, die in seinem Gesichtskreis liegen; neben dem was der eigene Boden ihm bietet, wird der Handel und im Anschluß daran die Industrie, die Verarbeitung der Roherzeugnisse und deren Vertrieb, ihm zu einer zweiten Quelle des Wohlstandes.

Bis auf unsere Zeit hat die Betrachtung der Weltgeschichte, wie überhaupt unsere Bildung und Denkweise unter dem Banne der klassischen Weltanschauung gestanden. Erst die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hat in der Heranziehung der Ethnologie unter dem unermüdlichen Wirken eines Bastian den Gesichtskreis über den ganzen Erdball ausgedehnt und wenigstens als Ziel die Umfassung des ganzen Menschengeschlechtes in einer Weltgeschichte erkannt. Noch stehen wir in den allerersten Anfängen einer solchen Betrachtungsweise, schon vermögen wir aber zu erkennen, daß alle die Anschauungen von gesondertem Dasein der Völker aufzugeben sind. Mögen auch die Wege und Mittel des Verkehrs zahlloser Völker, die für immer dem Dunkel oder Halbdunkel der Vorgeschichte angehören, im einzelnen nicht erkennbar sein — die Spuren davon sind in mancherlei gemeinsamen Errungenschaften durch scheinbar unüberwindliche Fernen getrennter Länder und Völker bereits erkennbar. Freilich hat die Mittelmeerkultur die führende Rolle gespielt, und man darf wohl jetzt die Zukunft so weit voraussagen, daß sie den ganzen Erdball beherrschen wird — in welcher Art immer sie ihrerseits durch eine solche Ausdehnung selbst beeinflußt werden mag! — aber als ein in sich hermetisch geschlossenes Ganze steht sie nicht mehr

da, ebensowenig wie das alte Ägypten nach der gleich irrigen Vorstellung, welche sich auf die Angaben des klassischen Altertums gründete, außerhalb des Verkehrs des alten Orients gestanden hat.

Gerade die Geschichte des alten Orients zeigt uns immer mehr, wie dieselben bewegenden Kräfte, dieselben Ziele bereits in jenen ältesten Jahrtausenden die Geschichte der im Bereiche unserer Kultur liegenden Länder bestimmt haben, die wir in der besser erhellten Folgezeit klarer zu erkennen vermögen. Der Austausch der Schätze der östlichen und westlichen Hälfte der Alten Welt — das ist deutlich am Schluß des Mittelalters als der Angelpunkt zu erkennen, um den sich die Weltgeschichte dreht, denn die neue Zeit bricht an mit der Freilegung neuer Wege für diesen Verkehr.

Bis zur Entdeckung des Seewegs nach Indien ist aber der Austausch der Schätze I n d i e n s und Ostasiens auf den Weg über die östlichen Mittelmeerländer angewiesen gewesen, und der kürzeste und sicherste geht über das Euphratthal. Darum ist die Euphratkultur der des Nilthales überlegen und in ihrer Einwirkung auf die Mittelmeerländer mächtiger gewesen, weil ihr Land neben gleich reichem Erfolge der Bebauung des Bodens, für die Ansammlung der Schätze und Errungenschaften fremder Länder vorteilhaftere Bedingungen bot. Nur wenn politische Verhältnisse den Weg durch den persischen Meerbusen und durch die Euphratländer nach den Häfen der phönicischen Küste unsicher oder unmöglich machten, dann nahm der Verkehr den mühsameren und gefahrvolleren Weg zu Lande über Südarabien oder zur See um Arabien herum nach Ägypten. Die Zeit der Kreuzzüge läßt im kleinen deutlich erkennen, was vorher in Jahrtausenden sich wiederholt hat. Auch die Blüte Ägyptens unter den Ptolemäern fällt mit einer solchen Verlegung des indischen Verkehrs zusammen, der wegen der Sperrung des Euphratthales durch die Parther um Arabien herum geleitet werden mußte.

Also diese Verhältnisse, nicht Eigenarten der Begabung der Völker haben die Verschiedenheit der Kulturhöhe und ihres Einflusses bestimmt. Wenn die Euphratländer vorwiegend semitische Bevölkerung gehabt haben, so vermöchte man gerade in deren Eigenheiten nicht viel zu erkennen, was ihnen eine führende Stellung im Kulturleben zuwiese. Zum Überfluß hat Ägypten durch die kanaanäische Eroberung der Hyksos eine starke Semitisierung der Bevölkerung erfahren, wie es dann noch einmal durch die islamische geschehen ist — es ist aber immer Ägypten geblieben.

Die ältesten geschichtlichen — d. h. geschriebenen — Quellen, welche wir aus Babylonien bis jetzt haben, fallen um 3000 v. Chr. Das Bild, welches sie uns von den politischen Zuständen geben, läßt in den ältesten von ihnen eine Zeit des Tiefstandes erkennen, welche, als Folge der großen Eroberung aufzufassen sein wird, die wir als die kanaanäische bezeichnen. Besonders in Südbabylonien können wir bis jetzt mehrere kleine Staaten erkennen, welche, im Besitze der alten Kulturmittelpunkte, mit einander im Kampfe liegen und uns das vorausgesetzte Bild einer gegenseitigen Unterwerfung mit fortwährend schwankendem Erfolge zeigen. Die Königreiche von Lagash, Uruk, Kish, Opis, die letzteren beiden in Nordbabylonien, treten in den bis jetzt bekannten Urkunden hervor. Vielleicht darf man in dem größeren Reiche eines Sargon von Agade und Naram-Sin, welches seinen Sitz in Nordbabylonien gehabt, aber den Süden ebenfalls besessen hat, die letzte Zusammenfassung der vorkanaanäischen, von uns babylonisch-semitisch benannten Bevölkerungsschicht sehen, der ähnliche vorangegangen sein müssen. Das zeitliche Verhältnis zu den gedachten Bildungen von Kleinstaaten ist noch nicht bestimmbar, es kann sehr wohl nach deren Anfängen anzusetzen sein, sodaß diese also zeitweilig unter der Oberhoheit jener Könige gestanden hätten, wie es in gleicher Weise in der Assyrerzeit bei den chaldäischen Fürsten Babylons und der babylonischen Kleinstaaten begegnen wird. Bereits dieses Reich erstreckt seinen Einfluß bis an das Mittelländische Meer und nach Arabien hinein, zeigt uns also die Verhältnisse späterer Jahrtausende, und bezeugt uns, da es ein Rest ehemaliger Herrlichkeit ist, gleiches für seine noch vom Dunkel der Vorzeit bedeckten Vorgänger.

Wenn so in Nordbabylonien die letzte Aufraffung der vorkanaanäischen Bevölkerung stattgefunden haben würde, so hätten auch damals, ganz wie in späteren Zeiten die neuen Einwanderer im Süden zuerst festen Boden gefaßt. Die Kämpfe der einzelnen Kleinstaaten oder Stadtkönigtümer unter einander endigen noch innerhalb der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends mit der Unterwerfung aller ihrer Fürsten unter die Oberherrschaft einer Dynastie, die ihren Sitz in der alten Stadt des Mondkultes, in Ur in Südbabylonien hat. Die Stadtkönige von Ur sind also die Sieger über alle ihre Rivalen geblieben und fassen Babylonien zu einem einheitlichen Reiche zusammen. Soweit wir bis jetzt sehen können, als erste Angehörige der kanaanäischen Einwanderung. Sie haben

Süd- und Nordbabylonien besessen, und legen sich daher neben dem Titel ihres Stadtkönigtums den von „Königen von Sumer und Akkad“ bei — wohl in Beanspruchung und Wiederaufnahme von Rechten, die in der uns noch dunklen Vorzeit begründet sind. Ihre kurzen Inschriften geben keine Aufschlüsse über ihr politisches Verhältnis zu dem weiteren Kreis des babylonischen Kultureinflusses. Wie es am Mittelmeer damals — wo also die „Kanaanäer“ sich dort ebenfalls festgesetzt hatten, aussah, wissen wir nicht. Daß aber Babylonien im gleichen lebhaften friedlichen Verkehr mit diesen Ländern wie zu allen Zeiten stand, beweisen die Inschriften der Vasallenfürsten dieser Könige, die wir aus dem südbabylonischen Lagash haben, denn der Fürst Gudea berichtet in seinen ausführlichen Inschriften wie er, gerade wie später die Assyrerkönige, das Holz zu seinen Bauten aus den Gebirgen des Westens, anderes Material, Steine und Metalle, aus Arabien bezogen hat. Von den Einzelheiten abgesehen, haben also auch diese Zeiten das gleiche Bild nach dieser Seite hin gezeigt, wie es spätere erkennen lassen.

Diese „Dynastie von Ur“, deren Angehörige wir also als die Oberherrn einer Anzahl von Lehnsfürstentümern ansehen müssen, welche den früheren Stadtkönigreichen entsprechen, hat sich ein paar Jahrhunderte behauptet, es scheint jedoch als ob diese Beständigkeit mehr eine Formsache gewesen ist, denn ihre späteren Glieder betonen in auffälliger Weise ihre Herrschaft über Nordbabylonien und führen auch Namen, die sie in Gegensatz zu den Begründern der Dynastie stellen. Es scheint also eine Umwälzung stattgefunden zu haben, welche nordbabylonische Fürsten zu Herren des Südens machte — also ganz wie unter dem erwähnten Naram-Sin — wobei Ur, der Sitz der Begründer, als Hauptstadt des Reiches beibehalten wurde.

Ein Lehnsstaat, der sich aus ehemals gleichberechtigten Fürstentümern zusammensetzt, wird stets den Anreiz für die einzelnen Fürsten bieten, die Oberherrschaft an sich zu reißen. Das ehemalige Deutsche Reich giebt eine genügende Parallele. Die Dynastie von Ur wird abgelöst durch eine andere, deren Glieder sich „König von Isin, König von Sumer und Akkad“ nennen. Ihre Hauptstadt Isin ist noch nicht wieder freigelegt, sie wird im engeren Bereiche der alten Kultmetropole Nippur, der Stadt des Gottes Bel, gelegen haben, denn statt der Beziehungen zur Mondstadt Ur, werden von diesen Herrschern die zu Nippur betont. In ihren Namen tritt das Kanaanäertum bereits deutlich zu Tage (der eine führt einen mit

dem des kanaanäischen Gottes D a g o n zusammengesetzten Namen). Ihre Zeit wird nach 2500 oder 2400 zu setzen sein.

Am Ende des südbabylonischen Reiches von „Sumer und Akkad“ steht eine Dynastie, die nur wenig Mitglieder gehabt zu haben scheint, und deren Zeit die der Auflösung des Reiches bedeutet. Die Herrscher nennen sich „König von Larsa“, nach der südbabylonischen Stadt des S o n n e n kultes. In ihre letzten Zeiten fällt ein Vorstoß Elams, den wir uns doch wohl als eine von Elam her erfolgende Einwanderung fremdartiger Volksmassen vorzustellen haben (I, 33). Der letzte König von Larsa, Rim-Sin, ist der Sohn eines elamitischen Fürsten Kudur-Mabuk. Diese haben also Babylonien unterworfen und damit den maßgebenden Einfluß bis an die phönicische Küste ausgeübt; als erste bis jetzt nachweisbare Vorgänger der Perserkönige.

Rim-Sin, der König von Larsa, wird gestürzt durch den Vasallenkönig von Nordbabylonien, Hammurabi (um 2200). Während der ganzen Herrschaft der Dynastie von Larsa hat eine nordbabylonische, ebenfalls kanaanäische, Dynastie bestanden, deren Abhängigkeit vom Oberherrn in Larsa nicht viel mehr als Formsache gewesen zu sein scheint. Die Könige — fünf Vorgänger Hammurabis — scheinen sich namentlich auf die n o r d babylonische Stadt des Sonnenkultes, Sippar, gestützt zu haben, bis durch Hammurabi Babylon zur Hauptstadt des nunmehr unter n o r d b a b y l o n i s c h e r Herrschaft geeinigten Reiches gewählt wurde. Der Schwerpunkt der politischen Macht liegt von nun an in Nordbabylonien, der Süden ist nie wieder selbständig geworden, und seine Städte scheinen mehr und mehr an Bedeutung verloren zu haben. Die wirtschaftlichen Verhältnisse, die dazu beitrugen, sind noch unbekannt, diese Verschiebung der Machtverhältnisse fällt aber deutlich mit einem Zurückgehen der babylonischen Machtausdehnung zusammen. Denn das ist bereits klar, jetzt wo wir zum ersten Male etwas klarer den Gesamtbereich babylonischer Macht überblicken können, und wo der Mittelpunkt der Macht diejenige Stadt wird, welche es von da an geblieben ist, und nach der wir daher Land und Kultur benennen, ist der Höhepunkt babylonischer Kultur und Machtentwicklung längst überschritten. Die „K a n a a n ä e r“, welche jetzt herrschen und nun rasch der Aufsaugung verfallen, haben zwar ebenfalls bis an die Küste des Mittelmeeres eine Oberhoheit ausgeübt, befestigt und verstärkt haben sie den babylonischen Einfluß aber nicht. Ihre Stammesgenossen, die gleichzeitig sich in den westlichen Ländern festsetzten,

haben dort, im weniger civilisierten Lande, ihre Eigenart besser bewahrt, und kanaanäisch-phönicisches Wesen entwickelt, das zwar von Babylonien in der Kultur abhängig ist, aber doch eine selbstständige Stellung, kulturell und auch politisch, einnimmt. Ebenso entwickeln sich in Arabien Staaten mit einer eigenen Kultur, die kleinasiatische, „hethitische" dringt in Syrien ein, Ägypten, selbst von der kanaanäischen Einwanderung betroffen und stark beeinflußt, beginnt nach deren Überwindung, im „Neuen Reich" seinen Einfluß in Kanaan und Syrien geltend zu machen, und spielt in der Folgezeit, während der babylonischem Kassitenherrschaft politisch eine Rolle, die auch in kultureller Beziehung nicht ohne Nachwirkungen geblieben sein kann. Wenn trotzdem dieser Einfluß dem Charakter der syrisch-palästinensischen Staaten und Kulturen seinen Stempel nicht aufzudrücken vermocht hat, so beweist das den bestimmenden Einfluß der natürlichen Entwicklungsbedingungen (S. 9).

Das Ende dieser „ersten Dynastie von Babylon", die im ganzen elf Könige gehabt hat, und deren Herrschaft man sich schon als ein Gegenstück des alten Orients zu der Regierung der Ommajaden im Islam vorstellen kann, fällt bald nach 2000 v. Chr. Die Königslisten verzeichnen danach eine zweite Dynastie von ebenfalls elf Königen, von denen wir bis jetzt aber kaum etwas mehr als den Namen und Regierungsdauer wissen. „Kanaanäer" scheinen sie nicht gewesen zu sein, derjenige Teil dieser Einwanderung, der Babylonien überschwemmt hatte, war mittlerweile babylonisiert. Es mag sich bei dem Emporkommen dieser Dynastie um eine babylonische Reaktion handeln, es können auch Einflüsse von einer andern Seite her vorliegen. Dafür könnte man aber dann kaum nach einer anderen Gegend als der Heimat unserer „Hethiter" (I, 18 ff.) blicken. Auf jeden Fall ist soviel klar, daß die Regierung dieser Dynastie — zwischen 1950 und 1650 — mit einem Vordringen der hethitischen Völkergruppe zusammenfällt, denn am Ende dieser Zeit können wir in Kanaan und Nordmesopotamien die Spuren dieser Einwanderung feststellen (I 21). Babylonien wird während dieser Zeit auf sein eigentliches Gebiet beschränkt worden sein, Mesopotamien und Syrien waren seiner Herrschaft entrissen. Von nun an wird es immer mehr zurückgedrängt. Wie der Schwerpunkt aus Süd- nach Nordbabylonien sich verschoben hatte, so rückt er von nun an bald weiter nördlich. Der nächste Zeitabschnitt zeigt schon den Kampf um die Herrschaft mit den weiter flußaufwärts gelegenen Staaten, der mit der Führung Assyriens endet. Dabei handelt es

sich aber vorwiegend um politische Kämpfe. Assyrien hat als kriegerische Macht über Babylonien gesiegt. Der Handel und die Industrie, sowie die babylonische Kultur und Wissenschaft haben dem Lande auch unter der Herrschaft der Assyrer stets seine angesehene Stellung gewahrt und als Besieglung der Weltherrschaft galt allezeit der Besitz von Babylon.

Die Zurückdrängung Babyloniens auf seine eigentlichen Grenzen tritt uns in der Zeit der dritten Dynastie (etwa 1650—1100) deutlich entgegen. Diese Dynastie besteht abermals aus Fremden; Babylonien ist von den Kassiten (I 31), einem von Osten über Medien oder Elam gekommenen Volke, besetzt worden. Was wir aus dieser Zeit wissen, beschränkt sich größtenteils auf die Nachrichten, welche den Kampf der kassitischen „Könige von Babylon" um Mesopotamien und damit den Weg zum Mittelmeere betreffen. Mesopotamien steht im Beginn dieser Zeit unter der Herrschaft der „hethitischen" Könige von Mitani oder stammverwandter Völker. Phönicien und Palästina gehört Ägypten seit der 18. Dynastie; nach Syrien, das schon vorher von Hethitern überschwemmt worden ist, dringt der Staat der Chatti, dessen Sitz in Kleinasien ist (I 19), aufs neue erobernd vor, den Ägyptern die Oberherrschaft über die syrischen Vasallen hethitischer oder kanaanäischer Abkunft streitig machend. Auch Babylon sucht dabei im trüben zu fischen, und so ist die ständige Anklage der unter einander sich in den Haaren liegenden palästinensischen Fürsten beim Pharao, der Nachbar sei von den Königen von Kasch (Kassiten von Babylonien) oder Mitani bestochen, und die nördlicheren, syrischen, wissen ihr verdächtiges Verhalten damit zu entschuldigen, daß sie als getreue Vasallen das Land gegen die Einfälle des Chattikönigs zu verteidigen bemüht seien (I 58).

So sind hier im 15. Jahrhundert vier Großmächte auf dem Plane, die fünfte, deren Emporkommen von nun an die Geschichte des vordern Orients bestimmt, beginnt sich damals gerade aus den Anfängen eines Stadtkönigtums zu entwickeln. Assyriens erste Siege gegen die Mitanikönige fallen in die Zeit unmittelbar nach den Tel-Amarnabriefen, und bald hat es die Herrschaft über Mesopotamien errungen, um die es nun mit den Kassiten von Babylon kämpft.

Dieser Kampf hat manchen Wechsel gezeitigt, Assyrien ist nicht mit einemmale die herrschende Großmacht geworden und seine Geschichte zeigt einen wiederholten Sturz von schnell erstiegener Höhe, dem erst nach langem Daniederliegen ein neuer Aufschwung folgt.

Trotzdem ist seit dem Auftreten der Kassiten Babyloniens Herrschaft über Mesopotamien und den Westen in politischer Hinsicht verloren. Zwar haben auch babylonische Herrscher noch durch Siegeszüge und Unterwerfung Mesopotamiens die alte Herrlichkeit bisweilen wieder errungen, aber im großen und ganzen wird Babylonien durch den neuen Rivalen immer mehr zurückgedrängt, bis es unter dessen Herrschaft gerät. Das ist ein weiterer Beweis für die Bedeutung, welche der Handel für Babylon hatte, denn ein starkes Assyrien bedeutet den Verlust der Handelsstraße nach dem Mittelmeere, die durch Mesopotamien, besonders über Harran, und dann durch Syrien führt. Die mannigfachen Kämpfe zwischen Assyrien und Kassitenkönigen in der Zeit von 1500 an abwärts haben ebenso viele Friedensschlüsse und Versuche gezeitigt die Streitfrage auf einem oder dem anderen Wege zu lösen. Besonders erwähnenswert ist davon der eine, der in einer Zeit guten Einvernehmens, unmittelbar nach der Tel-Amarnazeit, also noch im 14. Jahrhundert, gemacht wurde, weil in ihm der eigentliche Kern des Streites klar erkennbar wird. Kadashman-Charbe, König von Babylon, und Sohn einer Tochter des Assyrerkönigs Assuruballit (I 53), mußte Mesopotamien dem Assyrer überlassen. Er suchte sich dadurch zu helfen, daß er eine Etappenstraße durch die Steppe direkt nach Phönicien anlegte. Der Versuch würde allerdings dem babylonischen Handel einen direkten Weg eröffnet haben, er konnte aber nur solange aufrecht erhalten werden, als die Straße vor den Nomaden der Steppe, damals den Suti (I 11), gesichert werden konnte.

Das Vordringen von Aramäern, Suti und Chaldäern in dieser und der Folgezeit setzt Babylonien immer mehr in Nachteil gegenüber dem kräftig auftretenden Nebenbuhler am mittleren Tigris, und die inneren Kämpfe, welche seit etwa 1200 durch das stetige und immer wiederholte Eindringen der Nomaden verursacht wurden, ließen immer nur kurze Zeiten politischen Aufschwungs zu. Zum letzten Male hat wohl Nebukadnezar I. im 11. Jahrhundert, nachdem er die Angriffe Elams zurückgewiesen, die babylonischen Waffen durch Mesopotamien bis an das Mittelmeer geführt. Unmittelbar darauf, vielleicht noch bei seinen Lebzeiten wird Babylon in seine engeren Grenzen zurückgedrängt.

Mittlerweile scheinen schon die Chaldäer (I 11/12), welche eigentlich von Süden her in das Kulturland eindrangen, sich festgesetzt zu haben, und Babylonien wird in der Zeit nach 1000 immer mehr zu einem Lande ohne politischen Einfluß, das neben

seinen alten Kulturmetropolen in eine Anzahl von chaldäischen Kleinstaaten zerfällt, welche je nach ihrer Macht und den sonstigen politischen Verhältnissen dem König von Babylon oder dessen sogleich zu erwähnenden Schutzherren gehorchen, oder aber mit deren Hilfe selbst den Thron des Reiches und damit ein Übergewicht über ihre Stammesgenossen zu erlangen suchen.

Während der Zeit vom Hinübergreifen Assyriens über seine engeren Grenzen im 13. bis zur dauernden Unterwerfung des Orients im 8. und 7. Jahrhundert ist es sein natürliches Ziel diese Herrschaft durch die Anerkennung seiner Überlegenheit über das reiche und als rechtmäßiger Sitz der Weltherrschaft angesehene Babylonien zu legitimieren. Nach einem einmaligen Versuche unter Tukulti-Ninib I. im 13. Jahrhundert den Königsthron von Babylon unter assyrische Controlle zu stellen, hat man später, bis auf die letzten Zeiten, darauf verzichtet eine Personalunion herzustellen, und sich meistens begnügt das Selbstgefühl und die Ansprüche der Babylonier dadurch anzuerkennen, daß man eine Schutzhoheit über Babylon ausübte, daß der König von Babylon der Form nach selbständig blieb, in Wirklichkeit aber mit einer Assyrien genehmen Person, besetzt wurde. Es ist dasselbe Verfahren, das später im Islam begegnet, als der Chaliph sein Ansehen nur durch die religiöse Idee behauptet, die schließlich den Mamelukensultanen Ägyptens, und bei dessen Eroberung den Fürstensultanen die Möglichkeit giebt das formale Recht der Herrschaft als Beschützer des Chaliphatserben oder als dessen Beauftragte und Erben zu erwerben. Die Idee der von Rom zu verleihenden Kaiserkrone im Mittelalter ist eine entsprechende Erscheinung im westeuropäischen Kulturbereiche, die durch ihre Verquickung mit dem Christentum zugleich auf den Einfluß orientalischer Vorstellungen hinweist.

Babylonien gerät also seit dem Niedergang der Herrschaft der Kassiten, also seit dem 14./13. Jahrhundert, von gelegentlicher Auffassung abgesehen, politisch immer mehr unter den Einfluß der neu aufstrebenden Macht: Assyrien ist jedoch nicht der einzige Nachbar, der eine Centralisation entwickelt, die ihm eine vorherrschende Stellung ermöglicht. Elam, soweit wir die Geschichte kennen ebenfalls bereits ein geordneter Staat, und den frischen Völkerschüben vom Innern Asiens her ebenso ausgesetzt, wie Babylonien denen Arabiens (I 33), greift auch nach Babylonien hinüber und hat ja bereits im 3. Jahrtausend diesem Herrscher gegeben (S. 12). Solange wir das Eingreifen der assyrischen Könige in Babylonien verfolgen können, also

seit Tukulti-Ninib I., sehen wir als ständige Begleiterscheinung des Widerstandes gegen Assyrien, eine Anlehnung an Elam. In der Regel sind es — wenigstens in der spätern Zeit — die chaldäischen Kleinfürsten, welche mit elamitischer Hilfe den Thron von Babylon ersteigen, während die Assyrer das einheimische Babyloniertum zu beschützen behaupten. Selten und nur für kurze Zeit vermag ein kräftigerer Herrscher wie Nebukadnezar I. (S. 15) sich beider „Beschützer" zu erwehren und der Herrin der vorderasiatischen Welt ihre Ansprüche zu wahren.

Wir haben eine entsprechende Erscheinung in dem Rom des Mittelalters. Als Erbe der alten römischen Herrschaft verleiht der Papst die Kaiserkrone, und beherrscht vor allem geistig den Bereich der westlichen Kultur. Je weniger Babylons politische Macht seinem Ansehen als Sitz der Kultur und als Pflegstätte der geistigen Errungenschaften entsprach, um so mehr mußte das Schwergewicht bei der Rechtfertigung seiner Ansprüche auf diese Seite gelegt werden. Unter solchen Verhältnissen gedeiht ganz von selbst die Lehre, welche das geistige, das ist das im Sinne des alten Orients, göttliche, religiöse Recht in den Vordergrund schiebt, gerade wie das Papsttum seine Ansprüche gegenüber der weltlichen Macht in dieser Weise begründet hat. Bei der Art unserer Quellen wissen wir noch wenig von solchen Bestrebungen, welche nicht im Sinne der politischen Macht gehalten sind. Königsinschriften erzählen von Kriegen oder Bauten, was wir aus Tempelarchiven haben sind die offiziellen Liturgien oder, der andern Seite der Thätigkeit des Tempels, als Banken entsprechend, geschäftliche Urkunden. Es sind also, was für das Mittelalter die Chroniken und die im Kult der Kirche gebräuchlichen Lehren und Lieder sind; von alle dem, was das Leben der Zeitalter im Widerstreit der Interessen und im Kampfe der Meinungen an Lehren und Schriften hervorbringt, haben wir keine oder nur mittelbare Kunde. Nur von Israel hat uns die spätere Entwicklung der Dinge solche Streitschriften erhalten, welche nicht bestimmt waren die offizielle Auffassung der Nachwelt zu überliefern, sondern im Sinne einer Partei auf das Volk wirken sollten. Bereits vermögen wir aber aus den Inschriften zu erkennen, daß einige solcher Aussprüche der Propheten auf ähnliche Reden und politische Paroleausgaben anspielen, die vom Hofe der Assyrerkönige ausgegangen waren. Selbstverständlich hat nicht nur Israel „Sprecher" erzeugt, sondern der ganze Orient hat auf diese Weise zum Volke sprechen müssen.

Mittelbare Zeugnisse solcher politischen Lehren, welche in der Hauptsache auf die Weltauffassung des babylonischen Priestertums zurückgehen, liegen nur in der vom Christentum so begünstigten Apokalypsenlitteratur vor, welche für uns mit der Prophetie Daniels beginnt. Immer mehr wird auch klar, daß die theokratische Entwicklung, welche Juda nimmt, mit Bestrebungen in Babylonien und im ganzen assyrischen Reiche Hand in Hand gegangen ist. Die Verfassungsordnungen unter Hiskia und Josia fallen zusammen mit entsprechenden Erscheinungen in Assyrien und Babylonien, und seine Durchbildung im Sinne der Theokratie hat das Judentum ja im Exil, in Babylonien, im Verkehre und unter dem Einfluß babylonischer Wissenschaft und Lehren erhalten.

So hat Babylonien als Brennpunkt des vorderasiatischen Kulturlebens auch in den Zeiten politischer Ohnmacht doch stets einen tiefgehenden Einfluß auf den Entwicklungsgang auch des staatlichen Lebens Vorderasiens ausgeübt, ja in den letzten Zeiten des assyrischen Reichs, gerade in der Zeit von dessen unbedingter Herrschaft, werden wir sehen, wie die „babylonische Frage" als eine Frage des Gegensatzes zwischen einer national-assyrischen, sich auf ein Heer und reale Machtfaktoren stützenden Herrschaft, und der unter dem Zeichen des Handels und theokratischer Lehren stehenden, an die alte Überlieferung von Babylons Weltmachtstellung anknüpfenden und demgemäß in Babylon Rückhalt suchenden Partei den Gang der assyrischen Geschichte bestimmt. In dem Kampfe gegen Assyrien ist Babylonien auch politisch Sieger geblieben, aber nur indem dessen eigene Machtmittel dort zur Wirkung kamen. Der Kampf zwischen Geist und Materie, zwischen Gewalt und Doktrin ist dadurch nicht entschieden worden, wie er es bis auf den heutigen Tag nicht ist. Er ist auch in das neubabylonische Reich mit hinübergenommen worden, dessen Geschichte wir aber erst betrachten können, wenn wir die assyrische überblicken.

Assyrien hat seinen Ruhm vorwiegend dadurch erhalten, daß es unter den Staatengebilden des vordern Orients die erste Rolle in einer Zeit gespielt hat, die wegen ihrer Bedeutung für die Schicksale Israels von der Geschichtsforschung nie ganz vergessen war. Selbst eine Zeit, der Hellas und Athen dunkle Begriffe geworden waren, konnte nicht die ihr heiligen Schriften lesen ohne in den Aussprüchen der Propheten von Assur und Ninive zu vernehmen.

Was das klassische Altertum dazu gab, war freilich einzig dastehende Verdrängung der guten Nachrichten durch Fabeleien.

Im Überblick der Jahrtausende, nicht der Jahrhunderte, zu dem uns die babylonische Geschichte zwingt, steht die Frage aber nicht zwischen Staat und Staat, nicht zwischen Assur und Babel, sondern zwischen natürlich abgegrenzten Kulturbereichen, deren Kultur nicht nur einzelne Staaten, sondern ganze Völker und Rassen überdauert hat. So betrachtet ist Assyriens Geschichte die letzte Epoche, die wir am besten kennen, und die uns daher einen tieferen Einblick in die damalige Welt bewegende Fragen gestattet, wir können aber nicht Assyrien gegenüber Babylonien in dem bisher gefaßten Sinne stellen. Assyrien ist nur etwa der Staat, welcher dem — von seiner politischen Höhe gesunkenen — Königreich Babylon vom 13. Jahrhundert an abwärts, gegenübergestellt werden kann, gegen das Kulturland Babylonien kann höchstens der Kulturkreis gehalten werden, den wir etwa als mesopotamischen, besser würde es heißen: syrischen, bezeichnen können.

Es liegt nach allem was wir über die Quelle von Babyloniens Kultur und Reichtum uns klar gemacht haben, auf der Hand, daß das Land am Unterlauf der Flüsse dem weiter aufwärts gelegenen und durch große Steppen von ihm getrennten überlegen sein mußte. Aber auch hier, im Lande „zwischen den Flüssen", das der Babylonier als Suri mit der Ausdehnung dieses Begriffes auch auf Nordsyrien bis nach Kleinasien hinein bezeichnete, ist eine der Ansiedlung günstigen Boden bietende Landschaft, wenngleich sie da wo die Bewässerung durch die hier hauptsächlich in Betracht kommenden Nebenflüsse (Belich und Chabur) nicht ausreicht, nur dem Nomaden eine Heimat bietet und so dem Ackerbauer eine unerwünschte Nachbarschaft aufdrängt.

Müssen wir also den Ausgang der Kultur am Unterlaufe von Euphrat und Tigris suchen, so ist doch in der Zeit, die wir kennen, also seit dem Ende des 4. Jahrtausends auch Suri-Mesopotamien längst von dieser Kultur durchtränkt, es gehört zu ihr, und hat auch seinerseits sie im Sinne des eigenen Wesens weiter gebildet. Die mesopotamische Kultur gehört zwar zur babylonischen wie norddeutsche und süddeutsche auch vor dem alles einenden Verkehr der Neuzeit zusammengehört haben, sie hat aber auch ihre stark unterscheidenden Merkmale, und wenn Babylonien seine politische Macht hierhin wie bis nach Phönicien ausgedehnt hat, so müssen andererseits auch hier selbständige Staatswesen und Reiche entstanden

sein, die im Wechselspiel politischer Macht auch einmal den südlichen Staaten überlegen waren, wie wir es in der letzten Zeit bei Assyrien im einzelnen verfolgen können.

Die Handelsstraße von Babylonien nach dem Mittelmeer führt über Mesopotamien, wo Harran der Knotenpunkt der weiteren Wege nach Armenien ist. Von hier aus gehen die Wege durch Syrien südwärts nach den phönicischen Häfen. Demgegenüber ist der kürzere Weg durch die Steppe wegen der Unsicherheit durch die Einfälle der Beduinen für den großen Verkehr nicht gangbar gewesen, der Versuch einer Errichtung von Stationen mit den nötigen Brunnenanlagen (S. 15) hatte eben durch die Beschaffung des kostbaren Wassers eine noch viel größere Anziehungskraft für den Beduinen. Auch muß der Handel den Weg durch die Kulturgegenden gehen, da er alles mitzunehmen sucht, was auf seinem Wege liegt. Der kurze und direkte Weg durch die Steppe hat nur Wert als Schnellverkehr zwischen zwei wichtigen Punkten.

Die Bedeutung, die Mesopotamien so für den Handel hat, und seine Stellung als Bindeglied zwischen Babylonien und dem Westen, mußte naturgemäß ein Hinübergreifen über den Euphrat zur Folge haben, sobald sich eine stärkere politische Macht hier bildete. Soweit wir daher sehen können, hat das Land auf beiden Seiten des Euphrat in diesen Gegenden politisch meist zusammengehört, wie es auch der Babylonier durch seinen einheitlichen Namen Suri, dem also Syrien im weitesten Umfange entspricht, zum Ausdruck bringt.

Die Einwirkungen der von Arabien her eindringenden Völkerströmungen haben das heute gewöhnlich als Syrien bezeichnete Gebiet von Damaskus als südlichem Vorposten der Kultur bis nördlich nach Aleppo und darüber hinaus mehr betroffen und es demgemäß der Macht mesopotamischer Staaten eher entzogen. Wir können darum verfolgen, daß häufig diese nicht im stande sind, diesen bequemeren Weg nach den phönicischen Häfen zu behaupten und daher gezwungen werden mehr nördlich über den Taurus zu gehen, sodaß sie die Häfen der cilicischen Küste oder höchstens die nördlichsten phönicischen erreichen. Dieser Weg steht dann zugleich in Verbindung mit den nach Kleinasien hinein zu dem Chattireich führenden. Die Behauptung wenigstens dieser Verbindung ist aber eine Lebensfrage für einen selbständigen mesopotamischen Staat, der sonst sofort der Vasallenschaft Babylons verfallen mußte. Diese natürliche Zusammengehörigkeit der Gebiete von Suri ist denn auch aufrecht erhalten worden, und von den Zeiten an, wo wir die Er-

eignisse verfolgen können, finden wir, daß das mesopotamische Reich von Naharina, mit dem die Ägypter der 19. und 18. Dynastie zu thun haben, das nördliche Syrien und Mesopatamien umfaßt. Das gleiche gilt von dem Staate der Mitani (I 21, oben S. 14), welches nur die Bezeichnung des zur Tel-Amarnazeit herrschenden Volkes eben dieses Naharinareiches ist, und als das neu emporkommende Assyrien diese Mitani im 13. Jahrhundert unterwirft, da fällt ihm auch deren Besitzstand bis in den Taurus hinein ohne große Schwierigkeiten zu. Noch im Mittelalter ist die Grafschaft Edessa der Kreuzfahrer ein entsprechendes Gebilde, das aus gleichen Daseinsbedingungen heraus entstanden ist, denn sein Zweck war das durch Überwiegen des religiösen Momentes bei der Durchführung der Kreuzzüge außer Acht gekommene eigentliche Ziel direkt zu erreichen: den Seeweg nach Indien durch Eroberung Bagdads d. h. des alten Babyloniens zu erschließen. Balduin hatte am besten begriffen, wodurch man auch die Herrschaft über Jerusalem ohne weiteres erlangt hätte.

Über die Geschichte Mesopotamiens in älterer Zeit sind wir noch wenig unterrichtet, da noch keine Ausgrabungen veranstaltet worden sind, welche uns Quellen des Landes selbst geliefert hätten. Die Briefe des Mitanikönigs (I 49) allein, welche uns der Boden Ägyptens bewahrt hat, könnten hier genannt werden. Nur aus den Zeiten der Berührungen mit anderen Staaten erfahren wir näheres. Die Angaben der Ägypter über Naharina sind dürftig, den Kampf des Mitanireiches mit Babylonien seit dem 15. Jahrhundert kennen wir bereits.

Zu eben der Zeit, wo Tuschratta von Mitani und Kadaschman-Bel, der Kassit von Babylon, (I 12) mit Amenophis III. und IV. in diplomatischem Verkehr stehen, beginnt auch der Staat um sich zu greifen, der bald die erste Rolle, zunächst in „Suri", dann auch in Babylonien und im ganzen vordern Orient spielen sollte, Assyrien.

Auch in den flußaufwärts gelegenen Landschaften müssen wir uns die Entwicklung der politischen Verhältnisse entsprechend denen in Babylonien denken, wo wir sie bis jetzt besser verfolgen können. Auch dort müssen die verschiedenen Einwanderungen dieselben Erscheinungen hervorgerufen haben. In Betracht kommen dabei natürlich hauptsächlich die von Arabien und Kleinasien herkommenden semitischen und „hethitischen", weniger die von Osten her, weil diese von Babylonien aufgenommen wurden.

Auch hier sind die verschiedenen Bevölkerungsschichten auf einander gefolgt und haben ihren Niederschlag im Charakter der Bevölkerung, in Kult und Kultur hinterlassen. Auch hier sind aus den Einwanderern Ansiedler geworden, haben sich größere und kleinere Staaten gebildet, die einander unterwarfen und in größerem Reichsverbande standen, auch wohl von außen, namentlich Babylonien unterjocht wurden, um gelegentlich diesem das gleiche Schicksal zu bereiten, und haben sich die Reichsbildungen gelegentlich wieder in eine Anzahl von kleineren Staaten aufgelöst.

Wenn die „kanaanäische Einwanderung“ das gesamte Kulturgebiet bis an das Mittelmeer unter die Herrschaft der ersten Dynastie von Babylon (S. 12) gebracht hatte, so folgt daraus, daß auch Mesopotamien, wie alle stromauf gelegenen Gebiete, in gleicher Weise von der neuen Bevölkerung besetzt worden waren. Zur Zeit des Beginns der Kassitendynastie, als Babylonien aus Mesopotamien durch die von Kleinasien her vorrückenden Hethiter (Mitani) verdrängt wird, hören wir zum ersten Male, daß die Stadt Assur (Ruinenstätte Kalah Shergat) auf dem rechten Tigrisufer, welche zwischen babylonischem und mesopotamischem Gebiete liegt, nicht mehr unter Vasallenfürsten — die also von den babylonischen Herrschern abhängig gewesen wären — steht, sondern augenscheinlich den Gegensatz der beiden Völkerströmungen benutzt hat, um zwischen beiden sich eine unabhängige Stellung zu sichern. Im 16. Jahrhundert werden zum ersten Male „Könige von Assur“ erwähnt. Der Vorstoß der Mitani scheint diesen Teil des Landes nicht stark betroffen zu haben, wenigstens können wir keine entsprechenden Erscheinungen feststellen. Kanaanäisches Wesen hat Assur dagegen mehr noch als Babylonien seinen Stempel aufgedrückt, namentlich gilt das von der Landschaft, die durch die Ausdehnung des Stadtkönigtums auf das Gebiet am linken Tigrisufer zwischen dem untern und obern Zab (Adiabene mit der Hauptstadt Arbela) und dann oberhalb des letzteren, den Namen Land Assur erhalten hat. Bis zuletzt sind im Charakter seiner Bevölkerung und in seiner Religion diese Einflüsse deutlich erkennbar.

Zwischen der babylonisch-kassitischen und der mesopotamisch-mitanesischen Großmacht hat sich Assur geschickt behauptet. Unter den Tel-Amarnabriefen ist nur einer vom assyrischen König Assur-uballit erhalten, der beim Pharao dem mesopotamischen Nachbar gegenüber, sich in günstiges Licht zu setzen sucht, und bewegliche Klagen über ungenügende Anerkennung seiner viel besseren Gesinnung

führt. Es scheint sich dabei zugleich um die Anerkennung als Großmacht zu handeln, denn sein Urenkel Rammannirari I. weiß zu rühmen, daß es ihm gelungen sei diese durchzusetzen, nachdem er die Mitani besiegt hatte. Noch zu seiner Zeit hat Tuschratta von Mitani Ninive, erst viel später assyrische Hauptstadt, besessen, und es ist wohl um deren Besitz gekämpft worden. Gegen Ende seiner Regierung muß Assuruballit beträchtliche Teile von Mesopotamien besetzt haben, vielleicht ist Tuschratta der letzte Mitanikönig gewesen, der sich hier behauptet hat.

Zu gleicher Zeit macht sich in Mesopotamien wie in Babylonien das Vordringen der dritten semitischen Einwanderung, der aramäischen (I 11) geltend. Die nächsten Assyrerkönige melden wie sie die „aramäischen Beduinen", die am rechten Euphratufer und zum Teil auch schon im inneren Mesopotamien herumschweiften, im Zaume gehalten hätten. Statt der Mitani oder sonstigen Hethiter und der früheren Kanaanäer erhält die Bevölkerung von nun an immer mehr aramäische Bestandteile, denn von einer solchen Völkerwoge werden wohl einzelne Bestandteile unterdrückt oder vernichtet, aufgehalten wird sie aber durch derartige Maßnahmen auf die Dauer nicht.

Verhältnisse wie sie uns die Tel-Amarnabriefe zeigen, im allgemeinen Kampfe der Klein- und Großstaaten gegen einander, haben stets den Boden für das schnelle Emporkommen eines zielbewußten, durch eine kräftige Betonung der Militärmacht getragenen Staates gebildet. So wächst auch Assyrien, das unter Assuruballit noch um seine Anerkennung als Großstaat ringen muß, schnell zur maßgebenden Macht in Vorderasien. Assuruballits Urenkel Rammannirari I. hat das was von der Mitaniherrschaft noch übrig war, beseitigt und zum mindesten ganz Mesopotamien besetzt. Die Zwischenzeit ist die der Versuche zu friedlicher Auseinandersetzung mit Babylonien (S. 15). Dessen Sohn und Nachfolger Salmanasser I. (um 1300) reißt dann schnell an sich, was überhaupt Mitani besessen hatte. Er dringt stromaufwärts in das Gebirgsland Vorarmeniens ein, indem er das Land mit assyrischen Kolonisten besetzt, und unterwirft sich auf dem rechten Euphratufer die einst zu Mitani gehörenden Gebiete von Melitene und dann südwärts bis zum Taurus. Ob er diesen überschritten hat, ist nicht bekannt, der Chattistaat, der ja schon zur Tel-Amarnazeit durch Cilicien nach Syrien vordringt, und den wir gleich nach Salmanasser im Besitze der Länder bis mindestens Hamath finden, wird seinem Vor-

dringen hier wohl Einhalt geboten haben. Auf jeden Fall sehen wir ihn im Kampfe um den Weg nach dem Mittelmeere.

Sein Sohn und Nachfolger Tukulti-Ninib (um 1275) wendet sich — es ist die Zeit, wo die Volkskraft der Kassiten völlig gebrochen ist und diese mit der babylonischen Bevölkerung verschmolzen sind — gegen Babylonien und erobert Babylon, dessen König unter seiner Oberhoheit regiert. Eine solche Verbindung eines überwiegend Handel und Industrie treibenden Landes mit einem bis dahin vorwiegend erobernden Militärstaate ist aber gerade für die herrschende Klasse des letzteren mit Gefahren verbunden. Statt der Waffen und Kriegstüchtigkeit herrschen dort Geld und Geschäftsgewandtheit und auf welcher Seite im Wettbewerb des inneren Volkslebens bei solchem Gegensatz der Sieg bleibt, ist nie zweifelhaft gewesen. Bereits Salmanasser hatte den Bedürfnissen des über die Grenzen seiner Landschaft hinausgewachsenen Staates Rechnung tragend die ungünstig gelegene Hauptstadt Assur mit dem weiter aufwärts am Tigris auf dem linken Ufer an der Mündung des oberen Zab gelegenen Kalchi (Kelach) vertauscht, um so eine auch für Mesopotamien geeignete Residenz zu haben. Sehr bald bricht daher — eine Erscheinung die sich nun immer wiederholen wird — in Assyrien eine Empörung der „Großen" d. h. des Adels, der in Assyrien mit Heerführern und Beamtenschaft gleichbedeutend ist, aus. Tukulti-Ninib wird umgebracht und sein Sohn auf den Thron gesetzt. In Babylon aber sucht und findet man „Hilfe" bei Elam, denn wir befinden uns von jetzt an in der Zeit der Kämpfe Assurs und Elams um die Herrschaft in Babylonien (S. 16/17).

Der Umsturz in Assyrien hat nicht nur den Verlust Babylons zur Folge gehabt, sondern, wohl mit infolge der inneren Unruhen, ist das von Tukulti-Ninib rasch zusammeneroberte noch schneller wieder verloren gegangen. Mesopotamien kommt noch einmal an Babylonien und steht im übrigen der Einwanderung der Aramäer offen, die sich nun ungehindert festsetzen können. In Syrien herrschen die Chatti und einigen sich mit Ägypten unter Ramses über den beiderseitigen Besitzstand (I 22).

Im 12. Jahrhundert beginnt ein neuer Aufschwung Assyriens, der um 1100 unter Assur-risch-ischi und seinem Sohne Tiglat-Pileser wieder zur Erringung des Besitzstandes Salmanassers und Tukulti-Ninibs und darüber hinaus führt. Nachdem der erstere Mesopotamien und die Straße nach dem Westen Nebukadnezar I. von Babylon entrissen (S. 15) und die aramäischen Nomaden

unterworfen hatte, besetzte er rasch wieder die rechtseuphratensischen Gebiete bis an den Taurus. Die Kraft des Chattistaates war jetzt ebenfalls durch neueinwandernde Völker (Kummuch, Kaski x. I 24) gebrochen worden, und so kann Tiglat-Pileser I. die Eroberungen auf dieser Seite bis zu dem ersehnten Ziele fortsetzen. Er ist bis an die phönicische Küste vorgedrungen, denn er rühmt sich in Arvad, dem nördlichsten der eigentlichen Phönicierstaaten, aufs Meer hinausgefahren zu sein. Während noch kein ganzes Jahrhundert vorher der Chetakönig mit Ramses II. sich in den Besitz Phöniciens geteilt hatte, empfängt jetzt Tiglat-Pileser in Arvad Geschenke eines Pharao, d. h. er wird von diesem als Lehnsherr des nördlichen Phöniciens anerkannt. Ebenso hat Tiglat-Pileser nach Norden Salmanassers Eroberungen aufgenommen und ist auf seinen Zügen mehrmals bis an den Vansee vorgedrungen. In der Nähe der Tigrisquellen hat er sein Bildnis einmeißeln lassen.

Gekrönt wurde sein Werk durch die Eroberung Babylons. Nunmehr besaß er das Gebiet vom persischen bis zum mittelländischen Meere — der Erfolg dieser Eroberung ist aber genau derselbe wie unter Tukulti-Ninib: unmittelbarer Zusammenbruch nach seinem Tode. Über die Ursachen erfahren wir zwar nichts, aber zweifellos haben wir sie wie im vorhergehenden Falle und bei den späteren Wiederholungen derselben Erscheinung auch in denselben Verhältnissen, der Unvereinbarkeit der Interessen der Reichsteile und der herrschenden Bevölkerungsklassen, zu suchen.

Dieselben Zustände haben dieselben Folgeerscheinungen: von neuem haben die aramäischen Nomaden gewonnenes Spiel und überschwemmen jetzt in ihren letzten Schüben während zweier Jahrhunderte Mesopotamien wie auch Babylonien, das somit Elam preisgegeben ist und daneben die Anfänge der Chaldäereinwanderung sieht. In Mesopotamien bilden sich allerhand aramäische Fürstentümer, in Syrien desgleichen; so das nördlich vom See von Antiochia gelegene von Patin, später im Süden Damaskus. In Nordsyrien entstehen „hethitische" Kleinstaaten, und selbst Palästina, von dem ebenfalls ohnmächtigen Ägypten preisgegeben, sieht die Anfänge des Reiches Israel in dieser Zeit der allgemeinen Ohnmacht der Kulturstaaten entstehen (zwischen 1100—950).

Um 900 beginnt Assyrien sich aufs neue zu erheben. Wieder ist der Gang der Eroberungen derselbe, wie er von der Natur vorgeschrieben ist. Nachdem Mesopotamien besetzt worden ist, macht Assurnasirpal (886—860) der Selbständigkeit der dortigen Vasallen-

staaten, die jetzt bereits die aramäische Bevölkerung aufgenommen haben, ein Ende und bringt das Land zum größten Teil unter unmittelbare assyrische Verwaltung (als Provinz). Von nun an gilt es als fester Bestandteil Assyriens. Züge nach Armenien hinein sollen die Grenzen vor Einfällen der „Kutäer“ (I 27, Kutu, Gutu) sichern und das Verhältnis zu den einst von Salmanasser I. (S. 23) hier angelegten assyrischen Kolonien wird neu befestigt. Dann wird der Euphrat überschritten, die hethitischen Staaten des nördlichen Syrien (Kummuch, Melitene, Karchemisch) zur Anerkennung der Oberhoheit gezwungen und der aramäische Staat Patin, welcher den Weg nach der Küste verlegt, siegreich durchzogen und ebenfalls in ein Vasallenverhältnis gebracht. Im nördlichen Phönicien, an der Südgrenze der Besitzungen von Patin, ist sogar eine assyrische Kolonie angelegt worden, welche ein vorgeschobener Posten des Assyrertums in unmittelbarer Nähe der Küste sein sollte. Die phönicischen Staaten, Arvad, Gebal, Sidon, Tyrus, verstanden sich zur Tributzahlung, und somit war im Westen das nächste Ziel erreicht. An der Unterwerfung Babyloniens hat Assurnasirpal nur der Tod gehindert, begonnen wurde das Werk schon durch Besetzung einiger fester Punkte jenseits der Landesgrenze, des untern Zab.

In Phönicien hatte Assurnasirpal aber durch Unterwerfung von Patin nur einen Weg nach dem Mittelmeere freigelegt, gesichert war er noch nicht. Das Gebiet südlich davon wird zu dieser Zeit als Königreich Hamath zusammengefaßt, und dieses stößt südlich wieder an das Königreich Damaskus, das damals unter seinem thatkräftigen König Bir-idri (Benhadad in der Bibel) die erste Rolle in Syrien spielt und ganz Syrien bis nach Cilicien hinein, Hamath eingeschlossen, sowie südlich das Hinterland Phöniciens bis südlich nach Juda und Edom unter seine Oberhoheit gebracht hatte. Die Kämpfe mit Ahab von Israel, von denen die Bibel berichtet, sind aus Versuchen Ahabs entstanden diese Oberhoheit abzuwehren. Zum ersten Male begegnet uns also Damaskus als Herr von Syrien.

Das nächste Ziel einer solchen Macht mußte natürlich die Sicherung der phönicischen Häfen sein und damit war der unmittelbare Gegensatz gegen Assyrien gegeben. Der Kampf mit Damaskus ist daher die Aufgabe Assyriens an dieser Seite für die nächste Zeit. Mit dessen Niederwerfung mußte ihm das ganze südliche Syrien und Palästina bis zur Südgrenze zufallen.

Nachdem Assurnasirpals Nachfolger Salmanasser II. (859—825) daher die letzten Reste von Selbständigkeit der mesopotamischen

Vasallenstaaten beseitigt hatte, war sein nächstes Ziel der Angriff auf Damaskus und dessen Vasallenstaaten, welche seinen Weg nach Phönicien von links (Hamath) und rechts (Cilicien und Taurusländer) bedrohten. Allein hier fanden die assyrischen Waffen zunächst einen unüberwindlichen Gegner. Trotz drei oder viermaligen Versuches ist Salmanasser immer wieder zurückgeschlagen worden, so lange Bir-idri lebte. Glücklicher war er in Babylonien. Ein Streit zwischen zwei Brüdern, die das Reich geteilt hatten, gab ihm die Möglichkeit demjenigen von beiden, der Babylon besaß, „zu Hilfe zu kommen", und damit die Schutzherrschaft über Babylonien wieder zu errichten (853). Nach mehrfachen Kämpfen in Nordsyrien und Kleinasien war ihm das Glück auch in Damaskus günstiger. Der Tod Bir-idris brachte dort Hazael (etwa 843) auf den Thron, vielleicht infolge innerer Unruhen, denn alle die Vasallen Bir-idris benutzten die Gelegenheit um Damaskus aufzugeben und sich Assyrien anzuschließen. Darunter der ebenfalls um diese Zeit — wohl mit Unterstützung Assyriens — auf den Thron gekommene Usurpator Jehu von Israel. Im Jahre 842 erschien Salmanasser wieder in Phönicien, das ihm bis Tyrus hinab huldigte. Am Defilé an der Mündung des Nahr-el-Kelb nördlich von Beirut ließ er seine Statue neben denen einiger Vorgänger einmeißeln, dann zog er gegen Damaskus, hinter dessen Mauern Hazael aber erfolgreichen Widerstand leistete, sodaß das Endziel, die ungestörte Herrschaft über Phönicien, auch diesmal nicht erreicht wurde.

Trotzdem war die Macht von Damaskus gebrochen und Assyrien gab den Ton im Westen an. Es herrschte also wieder vom persischen bis zum mittelländischen Meere. Der uns bereits bekannte Erfolg für die innere Entwicklung des Reiches tritt auch jetzt wie von nun an typisch ein: das Ende von Salmanassers Regierung bildet ein Aufstand, der seinen Sitz im eigentlichen Stammlande hat, und dessen Folge der Verlust Babyloniens ist. Salmanasser war mittlerweile gestorben und erst sein Sohn Schamschi-Ramman beseitigte den Bruder, der sich sechs Jahre als Gegenkönig behauptet hatte. Dann ging er aufs neue an die Eroberung Babyloniens, die sein Nachfolger Ramman-nirari III. (810—782) durchsetzte. Diesem ist es gelungen gegen seine assyrischen Getreuesten eine Babylonien freundliche Politik durchzusetzen. Er erzwang auch die Anerkennung seiner Oberhoheit von Damaskus und damit die des ganzen Westens bis nach Philistaea und Edom im Süden. So lenkt Assyrien allmählich in die Bahnen der babylonischen Politik, der Einfluß von

Handel und Industrie, dabei aber auch der Hierarchie machen sich siegreich geltend. Diese Politik hat sich im wesentlichen unter der Regierung der drei nächsten Könige behauptet (bis 745), wobei freilich sehr bald der Nachteil der friedlichen Entwicklung auf Kosten der eigentlichen Machtquelle Assyriens sich bemerklich macht. Im Norden entwickelt sich in dieser Zeit das Reich von Urarthu (I 28), das Nordsyrien beherrscht, durch Kleinasien über den Taurus nach Cilicien vorzudringen sucht, und schließlich Mesopotamien selbst bedroht. Es ist ein Zeichen der ungebrochenen Volkskraft Assyriens, daß es sich gegen diesen Verlauf der Dinge mit voller Energie und durchgreifendem Erfolge noch einmal erhoben hat.

Im Jahre 745 ist die bis dahin regierende Dynastie gestürzt und in Tiglat-Pileser (III.) ein Mann auf den Thron gehoben worden, der seinen Anspruch nicht durch die Ableitung vom Königsgeschlecht begründet. Seine Regierung bedeutet ein rasches Erstarken des ganz herunter gekommenen Reiches, und die späteren Maßnahmen der Reaktion zeigen, auf welche Elemente er sich zu stützen gesucht hat. Babylonisch ist nicht nur der Handel und die Industrie, sondern auch die Hierarchie, die im Geschäftsleben aber die erste Rolle spielt, denn die Tempel sind die Banken. Durch die Verbindung mit Babylonien ist auch in Assyrien das Priestertum allmächtig geworden und durch seine Beherrschung des Geldwesens unterstützt, hat es den Grund und Boden zum großen Teile an sich gebracht, worunter natürlich Adel wie Bauernschaft zu leiden hatten. Tiglat-Pileser hat versucht, die übermäßigen Einkünfte der Tempel zu beschränken und sich wieder auf Assyriens alte Machtfaktoren zu stützen. Er hat schnell das alte Reichsgebiet wieder erobert und ganz Syrien nicht wieder lehnspflichtig gemacht, sondern unmittelbar assyrischer Provinzverwaltung unterstellt. Er hat auch Damaskus, das bis dahin ebenfalls nur lehnspflichtig gewesen war, die Selbständigkeit genommen und den größten Teil des israelitischen Gebietes eingezogen. Nach Norden hin hat er Urarthu aus Syrien vertrieben. Gegenüber Babylon bethätigte er seine neue Politik, indem er nach Vertreibung der sich auf Elam stützenden Chaldäerfürsten, sich selbst zum König von Babylon ausrufen ließ, ein unerhörter Vorgang, der dem babylonischen Anspruch zuwiderlief, wonach die babylonische Königswürde die erste sein mußte. Ein solches Verfahren ist natürlich nur der Ausdruck für eine Nichtachtung der babylonischen Eigentümlichkeiten. Jetzt sollte Assur auch wirtschaftlich Babylon beherrschen. Dieselbe Politik hat sein Sohn

Salmanasser IV. (727—722) durchgeführt, dann aber lehnt sich Priestertum und Bürgertum gegen die Herrschaft von Heer und Volk auf. Abermals wird ein Usurpator auf den Thron gehoben: Sargon, der Stammvater der letzten assyrischen Dynastie.

Sargons erste Maßregel ist gewesen die von seinen Vorgängern eingeschränkten Tempel- und Stadtvorrechte wieder zu bestätigen. Die Umwälzung hatte in Babylon wieder einen sich auf Elam stützenden Chaldäerfürsten, Merodach-Baladan, auf den Thron gebracht. Als Sargon ihn vertreibt, läßt er sich zwar auch zum König von Babylon krönen — aber mit Berücksichtigung der vorgeschriebenen Formen. Die Priesterschaft wußte, wen sie unterstützt hatte.

Nach außen bedeutet Sargons Regierung vielleicht den Höhepunkt assyrischer Macht. Urarthus Macht wurde gebrochen, der Westen bis nach Philistaea und Elam hin unterworfen (im Jahre 722 Einziehung von Samaria), Elam in seine Grenzen zurückgewiesen, die Angriffe Midas, des Phrygiers (I 25), auf Cilicien abgewehrt. Von Norden her droht aber jetzt die Gefahr der einwandernden Indogermanen (Kimmerier), welche dem Vordringen Assyriens nach diesen Gegenden hin ein Ziel setzt. So steht unter Sargons Regierung Assyrien mächtiger denn je da, die Stütze dieser Macht ist aber — ein Söldnerheer, das aus der Beute bezahlt werden muß, denn die reiche Priesterschaft steuert nichts zu den Lasten des Staates bei.

Von nun an bietet die assyrische Geschichte mit jedem Thronwechsel einen Wechsel des Einflusses von Adel und Heer, als Vertreter einer national-assyrischen Partei einerseits, und der Priesterschaft und Städte Babyloniens andrerseits. Sanherib, Sargons Sohn, wird von der Militärpartei gestützt. Seine Regierung ist wenig glücklich, namentlich infolge der ständigen Unruhen in Babylonien, das abwechselnd verloren und gewonnen wird, bis Sanherib versucht ein Ende mit Gewalt herbeizuführen und die Hauptstadt der vorderasiatischen Welt dem Erdboden gleich macht. Im Westen ist er aber dabei stets gehindert die Aufstände — darunter der Judas unter Hiskia — niederzuwerfen, denn diese gingen Hand in Hand mit den babylonischen Unruhen. Nach Norden hin ist viel verloren worden, denn hier dehnen sich die Kimmerier immer mehr aus und die Grenzstaaten gegen Kleinasien hin (Tabal I 25) gehen dem assyrischen Einfluß verloren.

Sanherib wurde (681) von einem seiner Söhne ermordet. Dieser

scheint von der assyrischen Partei angestiftet gewesen zu sein, denn die babylonische war trotz der Zerstörung Babylons noch mächtig genug um durchzusetzen, daß der Sohn einer Babylonierin, Assarhaddon zum Thronfolger ernannt worden war. Es gelang diesem auch schnell von Babylonien aus den Bruder zu verdrängen.

Seine erste Verfügung war der Befehl zum Wiederaufbau Babylons, und im Sinne der babylonischen Partei hat er die Regierung mit Erfolg geführt. Wenn er aber dabei der Priesterschaft ihre Vorrechte zugestehen mußte, so zeigt sich, daß er sich als König eines Handelsstaates fühlt. Er verzichtet ganz auf Armenien und Kleinasien, das doch verloren war, und nimmt die schon von Sanherib zuletzt begonnenen Versuche Ägypten zu unterwerfen mit Erfolg auf. Wenn er dabei zugleich Unternehmungen gegen die arabischen Handelsstaaten ins Werk setzte, so ist das bewußte Streben zu erkennen, die Babylonien durch die fortwährenden Unruhen und durch die Versumpfung der Flußmündungen verloren gegangenen Vorteile des indischen Handels sich zu sichern. Denn dieser mußte um so mehr den Weg über und um Arabien nehmen (S. 9), je unsicherer der durch Babylonien wurde. Diese weitblickende Politik hat aber keine dauernden Früchte getragen. Was Assyrien nach Ägypten lockte, gereichte diesem selbst zur Macht, und Söldner mieten — Griechen und Mittelmeervölker mit ihrer ungeheuren Ausdehnungskraft machen sich jetzt bemerklich — konnte auch der Pharao. Dazu kam, daß die assyrische Partei sich wieder regte und den Plänen des Königs entgegenarbeitete. Sie zwang ihn seinen Sohn Assurbanipal zum Mitregenten und späteren König anzunehmen (668), dem Sohne, den er zum Nachfolger ausersehen hatte, Shamashshum-ukin, konnte er nur den Thron von Babylon retten.

Als er noch im selben Jahre starb, war zwischen den beiden Brüdern, die zugleich Vertreter der beiden herrschenden Parteien waren, von Anfang an die Bedingung zum Kriege gegeben. Eine Zeit lang ging alles gut, dann brach der Aufstand Babyloniens aus, das zugleich alle Nachbarn ins Land zu rufen und alle Provinzen aufzuhetzen suchte. Die assyrischen Söldner blieben Sieger, als beendet konnte aber der Kampf erst gelten, nachdem in mehreren Kriegen Elam, das die stärkste Hilfe Babyloniens gewesen war, vernichtet war. Assurbanipal ließ sich (648) zum König von Babylon krönen, und blieb es bis zu seinem Tode (626). Assyriens Macht war trotzdem durch diese Ereignisse gebrochen. Ägypten war ihm schon vorher verloren gegangen, und begann im Bunde mit

kleinasiatischen Griechen und Lydien seine Lage am Mittelmeere auszunutzen.

Mit Assurbanipals Tode beginnt ein schneller Zusammenbruch. Babylonien machte sich unter einer chaldäischen Dynastie gleichzeitig selbständig und begann im Bündnis mit dem neuerstandenen medischen Reiche eine auf den Sturz Assyriens hinzielende Politik. Im Jahre 606 eroberte der Meder Kyaxares Ninive und teilte sich in den Besitzstand mit Babylonien. Letzteres erhielt den größeren Teil der Provinzen, sodaß das neubabylonische Reich als eine Fortsetzung des assyrischen erscheint. Es ist das in seiner Blütezeit auch gewesen, denn diese fällt zusammen mit der Regierung Nebukadnezars (604—565). Dieser tritt genau in assyrische Fußtapfen, indem er sich auf ein Söldnerheer stützt. Er hat damit noch einmal die Vorherrschaft im vordern Orient behauptet. Palästina hat er niedergehalten, Jerusalem zerstört, aber Ägypten hat ihm widerstanden. Nach seinem Tode geht es rasch abwärts. Priester- und Heerespartei wechseln jedesmal mit den kurze Zeit regierenden Herrschern, bis es unter dem letzten König Nabunaid zum Aufstand des Heeres kommt, das sich der Person des Königs bemächtigt. Die hierarchische Partei läßt sich dafür mit Kyros ein und nimmt diesen, als das Heer ohne große Mühe geschlagen worden ist, mit offenen Armen in der Hauptstadt auf. Kyros hat seine Versprechungen gehalten, auch er hat sich schnell babylonisiert, aber das gerade hat seiner Dynastie den Thron gekostet, indem das nationale Persertum sich gegen das babylonische Wesen auflehnte. Das ist die Bedeutung des Unternehmens der sieben Adelshäupter, welches Darius, den Organisator der persischen Reiches, auf den Thron brachte.

Inhalt.

2. Jahrgang.
Preis des Jahrganges (4 Hefte) 2 M., geb. 3 M.

Der alte Orient.
Gemeinverständliche Darstellungen
herausgegeben von der
Vorderasiatischen Gesellschaft.

Heft 2.
Einzelpreis jedes Heftes 60 Pfennig.

Die
Toten und ihre Reiche
im Glauben
der alten Ägypter

von

Dr. A. Wiedemann
Prof. an der Universität Bonn

Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1900

Die Vorderasiatische Gesellschaft

bezweckt die Förderung der vorderasiatischen Studien auf Grund der Denkmäler. Sie giebt wissenschaftliche „Mitteilungen" und gemeinverständliche „Darstellungen" heraus. Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 10 Mark.

Die „Mitteilungen" (Verlag von W. Peiser in Berlin) erscheinen in zwanglosen Heften, für Mitglieder unberechnet, Jahrespreis für Nicht-Mitglieder 15 Mark.

I. Jahrgang (1896) 12 M.; 2. Jahrgang (1897) 24,50 M.; 3. Jahrgang (1898) 15 M.; 4. Jahrgang (1899) Heft 1: J. Mordtmann, Palmyrenisches; Heft 2: E. Glaser, Punt und die südarabischen Reiche; Heft 3: C. Niebuhr, Einflüsse orientalischer Politik auf Griechenland im 6. und 5. Jahrhundert.

Die „Darstellungen" führen den Haupttitel **„Der alte Orient"** (Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig); jährlich erscheinen 4 Hefte zu je 2 Bogen. Preis eines Heftes 60 Pf.; eines Jahrgangs 2 M., geb. 3 M. Für Mitglieder der Gesellschaft Vorzugspreise laut Bekanntmachung in den geschäftlichen Mitteilungen 1899, II.

Der erste Jahrgang enthielt:

- Hugo Winckler, Die Völker Vorderasiens.
- Carl Niebuhr, Die Amarna-Zeit. Ägypten und Vorderasien um 1400 v. Chr. nach dem Thontafelfunde von El-Amarna.
- Alfred Jeremias, Hölle und Paradies bei den Babyloniern.
- Adolf Billerbeck, Der Festungsbau im alten Orient. Mit 7 Abbildungen.

Der zweite Jahrgang, Heft 1:

- Hugo Winckler, Die politische Entwickelung Babyloniens und Assyriens.

Die Toten und ihre Reiche im Glauben der alten Ägypter

von

Prof. Dr. A. Wiedemann
in Bonn

Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1900

Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

2. Jahrgang, Heft 2.

Der Gedanke, der die Völker des Altertumes wie der Neuzeit am lebhaftesten beschäftigte, wenn sie sich ein Bild der Welt und des menschlichen Lebens zu entwerfen versuchten, ist stets der gewesen: woher kommt das All und seine Lebewesen und wohin führt deren ganze Entwicklung. Wie sich in dieser Beziehung die Babylonier das Ende, Hölle und Paradies gedacht haben, das hat A. Jeremias in einem früheren Hefte des „Alten Orient" klar gelegt. An dieser Stelle sollen die Anschauungen besprochen werden, die sich im Nilthale über den Ausgang der Dinge, vor allem über den Tod des Menschen und die jenseitige Welt, in die dieser nach dem Tode einzugehen hoffte oder fürchtete, entwickelt haben.

Hier muß zunächst betont werden, daß sich in den ägyptischen Texten bisher keine Andeutung über das Vorhandensein einer Weltuntergangsmythe gefunden hat. Ob eine solche thatsächlich nicht bestand und man es sich an den Ufern des Niles überhaupt nicht hat vorstellen können, daß diese beste aller Welten einst nicht mehr sein werde, ob dieses Fehlen von Angaben nur auf Zufall beruht, ist nicht zu entscheiden. Der Gedanke, daß man logischer Weise an einen Weltuntergang gedacht haben müsse, da man einen Beginn, eine Weltschöpfung, annahm, trifft für Ägypten nicht zu, dessen Volk stets bei seinen Spekulationen Logik, Genauigkeit und ähnliche Forderungen neuerer Zeiten verschmähte. Aber wenn man sich demnach vielleicht den Weltuntergang selbst nicht ausmalte, so hat man doch Mythen besessen, welche von freilich regelmäßig nicht zur Durchführung gelangten Versuchen der Götter berichteten, Teile der Erde, bez. das Menschengeschlecht, auszurotten; Berichte, die demnach inhaltlich dem weitverbreiteten Kreise der sog. Sündflutlegenden angehören.

Zunächst ist hier eine Stelle zu erwähnen, die sich in einem der Zeit um 1200 v. Chr. entstammenden Lobgesang an die die ganze Welt umfassende und beherrschende Gottheit findet. Sie

spielt auf eine Überflutung der Erde mit den Worten an: „Dein (des Gottes) Überschwemmungs-Wasser erhebt sich bis zum Himmel, das brüllende Wasser Deines Mundes ist in den Wolken. Deine Schakale sind auf den Bergen (d. h. die Schakale, welche nach einer besonders im neuen Reiche auftretenden Ansicht die Sonnenbarke und damit den Sonnengott selbst ziehn, haben sich auf die Berge zurückgezogen). Das Wasser des Gottes Horus bedeckt die großen Räume aller Länder, das Überschwemmungswasser bedeckt den Umkreis aller Bezirke des Himmels und des Meeres. Ein Gebiet der Überschwemmung wären (noch jetzt) die Länder, wenn sie nicht wären unter Deinem Einflusse. Die Wasser bewegen sich (jetzt) auf dem Wege, den Du angiebst; nicht überschreiten sie, was Du ihnen anwiesest, was Du ihnen (als Bahn) eröffnetest."

Diese Flut, die die Bäume bedeckte und den Sonnengott auf die Berge trieb, die aber die Gottheit dann eindämmte, kam nach dem Texte, wie die Nilüberschwemmung nach ägyptischer Ansicht, von unten hinaufgestiegen. Eine ähnliche Vorstellung besaß wohl auch eine Quelle der öfters ägyptische Gewährsmänner anführenden Platonischen Schrift Timaeus, die sie benutzt, um die Überschwemmung der ganzen Welt und Vernichtung ihrer Kultur wenigstens für Ägypten zu leugnen. Nach ihr gingen bei derartigen Fluten in anderen Ländern die Städte zu Grunde; nur Hirten blieben übrig. In Ägypten dagegen fließe weder dann noch sonst Wasser von oben herab auf die Felder, im Gegenteile pflege es von unten herauf zu kommen und daher bliebe in Ägypten die Erinnerung an die alten Dinge bewahrt.

Die ganze Flutvorstellung ging im Nilthal zweifelsohne hervor aus dem häufigen Vorkommen versteinerter Muscheln in dem Wüstenstreifen am Rande des Fruchtlandes und auf den ägyptischen Bergen. Sie sind auch den Griechen aufgefallen und von ihnen ausgehend hat sich Herodot seine Theorie von der Entstehung Ägyptens gebildet. Er erklärt es für ein Schwemmland in einem ehemaligen Meerbusen, der sich langsam durch Schlammniederschläge ausfüllte. Diese Ansicht trifft sachlich ja zu, wenn auch der griechische Schriftsteller den Zeitraum, in dem sich der Prozeß vollzogen haben könnte, viel zu kurz, auf 10—20000 Jahre, veranschlagte.

Die Worte, die bei Plato den eben erwähnten Sätzen unmittelbar vorangehen, sind öfters herangezogen worden, um das Vorhandensein der Sage von einem Weltbrande in Ägypten zu belegen. Mit wenig Glück! Denn der in ihnen angeführte Priester aus der

unterägyptischen Stadt Sais bemerkt, infolge der Abweichung der die Erde umkreisenden Himmelskörper trete in langen Zwischenräumen eine Zerstörung des auf Erden Befindlichen durch Feuer ein, dann schütze der Nil die Ägypter, indem er sich ergieße. Es wird demnach hier die schädigende Wirkung eines derartigen Weltbrandes gerade für das Nilthal abgeleugnet. Und nicht besser steht es um einige ägyptische Stellen, die man für dieselbe Sage hat verwerten wollen. In ihnen ist die Rede von einem Brande, der den Gott Horus, den Sohn der Isis, bedrohte und den Isis durch Wasser, das sie herbeibrachte, zu löschen wußte. Hier dachte man an einen Weltbrand, zu dessen Beendigung die Göttin das Wasser steigen ließ. Allein in der Stelle ist nirgends die Rede von der brennenden Welt, sondern nur vom Brande des Ortes, an dem gerade Horus sich aufhielt, also wohl in der Hütte im Delta, in der ihn Isis barg, als sie die Leiche des Osiris suchte und in der er überhaupt zahlreiche Fährnisse zu überstehen hatte. Und dann ist die Art, in der Isis das Wasser herbeibringt, für die Löschung eines Weltbrandes mindestens eigentümlich. Sie sagt nämlich selbst in der ältesten erhaltenen Fassung der Stelle in dem um 1800 v.Chr. zusammengestellten Papyrus Ebers: „Wasser ist in meiner Öffnung, ein Nil ist zwischen meinen Beinen, ich komme um das Feuer zu löschen, d. h. sie hat auf eine sehr primitive Weise dem Brande Einhalt zu thun gewußt.

So läßt sich also aus den ägyptischen Texten für Sagen von einer Zerstörung der Welt, sei es durch Wasser, sei es durch Feuer, so gut wie Nichts beibringen, was einen Einblick in hierher gehörige Auffassungskreise gestattete. Weit besser sind wir unterrichtet über eine Überlieferung, welche einen Versuch der Gottheit, das sündhafte Menschengeschlecht zu vertilgen, zum Stoffe sich gewählt hat. Diese Mythe ist erhalten in zwei Abschriften in den Gräbern der Könige Seti I und Ramses III, also aus der Zeit um 1400 und um 1200 v. Chr. Außerdem liegen mehrfache Anspielungen auf dieselbe vor, so daß sie, wenigstens seit dem 2. Jahrtausend v. Chr., eine größere Verbreitung besessen haben muß. Ob sie bereits früher vorhanden war, ist unbekannt, sichere Hinweise auf die Erzählung haben sich in dieser Zeit jedenfalls bisher nicht nachweisen lassen.

Wie die meisten ägyptischen Mythen, so knüpft sich auch diese an die Gestalt des Sonnengottes Rä-Harmachis, der als der erste Götter-König Ägyptens galt und den die Sagen völlig menschenähnlich auffassen. Sie lassen ihn wie den Menschen altern und

schildern ihn mit Vorliebe als einen Greis, dessen schwach werdenden Händen die Zügel der Regierung mehr und mehr entgleiten und dem sich nun Götter und Menschen zu widersetzen wagen, indem sie versuchen, ihn vom Throne zu stoßen oder doch mehr in den Hintergrund zu drängen.

So beginnt denn auch die hier zu betrachtende Sage mit den Worten: „Rā ist der Gott, der sich selbst erschuf. Er war der König über Götter und Menschen. Die Menschen pflegten Rat gegen seine Majestät und sprachen: „Siehe, die Majestät des Gottes Rā ist alt geworden, seine Knochen haben sich in Silber verwandelt, seine Glieder in Gold und sein Haar in Lapislazuli." Der Sonnengott hörte diese Reden und rief seine göttlichen Genossen zusammen um zu überlegen, was man gegen diese Menschen, die ihr Dasein dem Auge, d. h. den Thränen, des Gottes verdankten und die sich jetzt gegen ihren Herrn und Schöpfer auflehnten, thun solle. Die Götter rieten ihm, sein Auge in Gestalt der Göttin Hathor-Sechet gegen die Aufrührer auszusenden, d. h. die Verkörperung der Sonne und ihrer Strahlen in ihrer glühenden und verbrennenden Kraft. Dies geschah. Die Göttin trat hervor und tötete die Menschheit auf der Erde. Mehrere Nächte lang watete sie in ihrem Blute von Heracleopolis magna in Mitteläggypten an bis nach Heliopolis, der altheiligsten Stadt des Nilthales, wo die Götter zu Ratsversammlungen zusammen zu kommen pflegten. Aber das Menschengeschlecht entging doch der völligen Vernichtung, denn den Gott reute bald sein Befehl. Er schickte Boten nach Elephantine und ließ von dort Früchte holen, denen man eine berauschende und einschläfernde Wirkung zuschrieb. Diese wurden in Heliopolis zermalmt und zugleich Korn für Bier zerquetscht, dann beides gemischt und 7000 Krüge Bier hergestellt. Dieses Bier ward während der Nacht über die Felder ausgegossen, die von dem Blute der von Sechet getödteten Menschen bedeckt waren. „Und die Göttin Sechet kam am Morgen; sie fand die Felder überschwemmt, sie freute sich darüber, sie trank davon, ihr Herz war froh, sie ging umher betrunken und erkannte die Menschen nicht mehr." Die Menschen waren gerettet, und zur Erinnerung daran ward ein Fest eingesetzt, bei dem man sich zu Ehren der Sechet in Bier berauschte, ein Fest, das bis in die hellenistische Zeit hinein gefeiert worden ist. Der Gott Rā war aber nicht mehr gewillt über die undankbaren Menschen weiter zu herrschen. Als dies bekannt ward, ergriff dieselben ihrerseits Reue; sie bewaffneten sich mit Bogen und töteten alle die, die sich der Gottheit

widersetzt hatten. Da sprach die Majestät des Ra: „Eure Missethat ist Euch vergeben, die Tötung (die Ihr für mich vollzogt) gleicht aus die Tötung (die meine Feinde gegen mich vorhatten)." Trotz dieser Vergebung erreichten die Menschen ihren Zweck insofern nicht, als der alte Gott bei seinem Entschluß in eine von ihm neu geschaffene bessere Welt einzugehen, beharrte; dieser Erde ließ er als Ersatz für seine Sonnenkraft eine neue, junge Sonne zum Herrn und Könige zurück.

Die bisher besprochenen Angaben sind die einzigen, die aus den ägyptischen Texten für Vorstellungen über einen bevorstehenden oder einst drohenden Untergang der Welt oder der Menschen vorliegen. Weit reicher ist in jeder Beziehung das Material, welches für die ägyptischen Vorstellungen über das Ende des Individuums erhalten geblieben ist und zwar sowohl des menschlichen, das in erster Reihe in Betracht kommt, wie dann weitergehend des göttlichen und des tierischen, welche beide letztern dem Menschen vollkommen parallel laufend, aufgefaßt werden. Daß unsere Zeit hier so gut unterrichtet ist, liegt einmal an der Art des im Nilthale unzerstört Gebliebenen, das so gut wie ausschließlich sich auf den Tod bezieht und aus Gräbern und Grabestempeln stammt; dann aber auch daran, daß die Gedanken der Ägypter sich viel und gern mit dem Tode beschäftigten, der für sie ebensowenig wie für den modernen Orientalen einen größeren Schrecken besaß. Ihnen war der Tod kein endgültiges Ende, sondern nur eine Unterbrechung ihrer Existenz, die sich freilich gewaltsam vollzog, denn dem alten Ägypter gilt der Tod nicht als ein natürliches Ereignis, das die Abnutzung des Körpers mit sich bringt. Jeder Todesfall beruht auf einer Art von Mord. Der Leib des Menschen ist während seines ganzen Daseins ein Schlachtfeld, in dem gute und böse Dämonen mit einander streiten. Ergeht es ihm wohl, so haben erstere die Oberhand, erkrankt er, so ist es letzteren gelungen, Oberherrschaft zu gewinnen. Sein Bestreben muß es daher sein, in diesem Kampfe die guten Geister zu unterstützen. Er thut dies durch Amulette, die er bei sich trägt und die die bösen Geister vertreiben, oder durch Beschwörungen, die er gegen dieselben hersagt. Auch bei Krankheiten, die stets Dämonen ihre Entstehung danken, sind diese beiden Faktoren die maßgebenden Heilmittel; die Arzeneien, die der Kranke nebenbei bekommt, dienen nur zur Bekämpfung von Symptomen, erhalten ihre Kraft auch wesentlich dadurch, daß man bei ihrer Herstellung Beschwörungen murmelt. Die Heilung verdankt

man nicht ihnen, sondern der durch magische Formeln oder kräftige Zaubersymbole erfolgten Besiegung des Dämon, der in den Menschen gefahren ist und so das Leiden verursacht hat. Mit seiner Austreibung findet die Krankheit ihr Ende.

Längere oder kürzere Zeit, je nach der Macht der jeweils kämpfenden Geister, dauerte der Streit um den und in dem menschlichen Leib. Zuletzt gewann erfahrungsgemäß regelmäßig der böse Dämon eine Art Sieg. Einem der zahllosen männlichen und weiblichen Übel, männlichen und weiblichen Tode, wie der Ägypter sich ausdrückt, gelang es, die irdische menschliche Hülle zum Falle zu bringen. Aber dieser Tod des Körpers bildet nur eine Episode in dem Kampfe; derselbe dauert über das Grab hinaus fort, und das Dasein der unsterblichen Teile des Individuums konnte in völlig gleicher Weise bedroht werden, wie es die Fortdauer der sterblichen einst gewesen war. Ihnen konnten widrige Mächte einen zweiten Tod bereiten, und es war daher ein immer und immer wieder erwachendes Bestreben der Ägypter für sich und für ihre ihnen im Tode vorangegangenen Vorfahren Mittel zu finden, um diesen im Jenseits drohenden Gefahren mit Erfolg entgegentreten zu können. Dabei galt dort wie hier als die beste und eigentlich einzig aussichtsvolle Sicherheitsmaßregel bei jeder irgendwie auftretenden Bedrohung die Kenntnis der brauchbaren magischen Formeln. Sammlungen solcher Formeln sind es daher, die den bei weitem größten Bestandteil der ägyptischen religiösen Litteratur ausmachen und die in großer Zahl an die Grab- und Sargwände aufgezeichnet oder in Papyrus-Rollen gesammelt den Toten mit in die Gruft gegeben wurden.

Das ist freilich auch der Grund, aus dem solchen religiösen Texten über die Vorstellungen von thatsächlichen Dingen im Jenseits verhältnismäßig wenig zu entnehmen ist. Sie berichten genau, welchen Namen man anzugeben hatte, wenn man an das eine oder andere Thor des Jenseits gelangte, wie die Ruderbank, das Steuer, das Segel der Jenseitsboote hießen; wie die Dutzende von Namen und Titeln des Osiris lauteten; mit welchen Worten man die in den verschiedenen Räumen jenes geheimnisvollen Reiches hausenden Dämonen zu begrüßen hatte; sie geben aber kein systematisch geordnetes Bild des Aussehens jener Welt. Wohl ist es möglich die einzelnen Formeln zu übersetzen, aber das Verstehen derselben läßt trotzdem vielfach zu wünschen übrig, da sie auf uns unbekannte Mythen anspielen und dabei in so wenig klarer Weise verfahren, daß die betreffenden Mythen aus den Formeln nicht wieder hergestellt werden

können. So lautet beispielsweise eine Formel gegen die Schlangen des Jenseits in einem Texte der Zeit um 3000 v. Chr.: „Es ringelt sich die Schlange; die Schlange ringelt sich um das Kalb; oh Nilpferd, das hervorging aus dem Gau der Erde. Du fraßest, was aus Dir hervorging. Schlange, die Du niedersteigst, lege Dich, weiche zurück! Der Gott Henpesetet ist im Wasser, die Schlange ist umgeworfen, Du erblickst den Gott Rā." Wer hier unter dem Kalb, dem Nilpferd, der Schlange zu verstehen sei, bei welcher Begebenheit sie zusammentrafen, ist nicht überliefert. Die Sätze geben für uns nur Worte, der Sinn entzieht sich unserer Erkenntnis. Und ähnlich geht es bei zahllosen anderen derartigen Formeln, die, wie die vielen Schreibfehler, die die alten Abschreiber bei der Zusammenstellung ihrer Papyri begingen, zeigen, auch diesen häufig nicht mehr recht verständlich waren.

Zu diesen durch das ungenügende Material gegebenen Schwierigkeiten bei der Wiederherstellung der Jenseitsvorstellungen des Nilthales kommt eine zweite: Der völlige Mangel an systematischem Denken, der den Ägypter beseelt und der ihn die widerspruchsvollsten Lehren ruhig nebeneinander niederschreiben und glauben läßt. Man hat im Nilthale nie den Versuch gemacht, die eigene Religion in eine lehrbuchartige Form einzukleiden, zu streichen was den Hauptlehren widersprach, diese selbst einheitlich zu gestalten. Vielmehr bewahrte man in treuem Sinne alles das, was einst die Vorfahren geglaubt, zugleich mit allem dem, was spätere Generationen hinzugefügt hatten, unbekümmert um die verschiedenen Denkrichtungen, die infolge dessen unvermittelt neben- und durcheinander liefen. In diesem religiösen Konglomerat gewährte das Volk zunächst allen den verschiedenen Lokalkulten Aufnahme, welche sich, aus gemeinsamer Basis hervorgehend, in den verschiedenen Stadt- und Dorftempeln allmählich und oft sehr eigenartig selbständig entwickelt hatten. Dabei blieben die uralten Lehren in ihrer ursprünglichen Gestalt bestehen, welche bei den verschiedenen Bestandteilen, aus denen das ägyptische Volk in Urzeiten herausgewachsen war, einst als wahr gegolten hatten, so daß ursemitische, urlibysche und noch viele andere Anschauungen in bunter Folge nebeneinander standen. Und damit nicht genug! Es wurden im Laufe der geschichtlichen Zeit zahlreiche religiöse Gedankenkreise den Nachbarstämmen entlehnt und ohne jede Verarbeitung den ägyptischen hinzugefügt, so daß die semitischen Gestalten des Baal und der Astarte und ihrer Genossen gleichberechtigten Platz neben den einheimisch-ägyptischen Göttern zu erringen vermochten.

Man hat früher lange Zeit angenommen, dieser Wirrwarr religiöser Vorstellungen trete erst in jüngeren Texten auf. Seit die Inschriften der Pyramiden der 5.—6. Dynastie zugänglich geworden sind, weiß man, daß dies Chaos so alt ist, wie die bisher verfolgbare ägyptische litterarische Überlieferung überhaupt. Es ist ja unzweifelhaft, daß es allmählich entstand; aber die Zeit dieses Werdens liegt jenseits der Grenze unserer Kenntnis des ägyptischen Volkes. Daher erscheint es einstweilen zwecklos, über dessen Verlauf Vermutungen aufzustellen, die jeder Spatenstich in Ägypten, jeder neu auftauchende Text erbarmungslos vernichten kann. Wer vorsichtig ist, begnügt sich bei dem heutigen Stande unseres Wissens damit, die einzelnen Lehren festzustellen, ihre Veränderungen während der Dauer des Ägyptertums zu untersuchen, ihrer Bedeutung nachzugehen; die Frage nach ihrer Entstehung und ihrem Alter läßt man für jetzt besser bei Seite.

Unter den verschiedenartigen Jenseitsvorstellungen der Ägypter knüpft sich eine der verbreitetsten und wichtigsten an die Sonne und die Beobachtung ihrer Bewegung innerhalb je 24 Stunden. Der Lauf des Tagesgestirns vollzieht sich für den Ägypter in völlig gleicher Weise, wie seine Fortbewegung, wenn er selbst eine Reise durch seine Heimat unternimmt: zu Schiffe. Dabei findet sie statt auf dem himmlischen Ozean oder auf einem himmlischen Nile, der geradeso wie der irdische Ägypten, so seinerseits das Himmelsland in etwa gerader Richtung durchschneidet. Auf ihm wird die Sonnenbarke im allgemeinen von der Strömung getrieben, so daß es nur einer Steuerung bedarf; Ruder und Segel kommen kaum in Betracht. Nur in Ausnahmefällen ist von einem Ziehen der Sonnenbarke die Rede, welches durch Schakale besorgt zu werden pflegt. Man denkt dabei an die Art und Weise, in der im Nilthale Schiffe stromauf befördert wurden, ersetzte nur die hienieden verwendeten Menschenkräfte in den höheren Regionen durch göttlicher Natur teilhaftigere Geschöpfe. Inmitten der Sonnenbarke erhebt sich eine kapellenartige Kajüte, in der der Sonnengott, bei Tage als Mensch mit Sperberkopf dargestellt, steht oder sitzt, während sich sonst auf dem Schiffe meist ein Steuermann und dann verschiedene Götter als Hofstaat und Begleiter des Himmelsherrn befinden. Zu seiner Fahrt benutzt der Gott bei Tage nach den meisten und besonders den ältern Angaben zwei Schiffe, eine Vormittags- und eine Nachmittagsbarke, steigt also um Mittag um. In späterer Zeit denkt man sich die Reise gelegentlich unbequemer. Da muß der Gott

nach Ablauf jeder Stunde umsteigen und ein neues Schiff betreten. Die Fahrt erfolgt in 12 Stunden, d. h. man zerlegt die Zeit von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang in 12 gleiche Teile. Hieraus ergiebt sich unmittelbar, daß für den Ägypter eine Stunde kein unveränderlicher Zeitbegriff ist wie in unserem Sprachgebrauch. Ihre Länge wechselt je nach der Jahreszeit; am größten ist ihre Dauer im Hochsommer, am kleinsten im tiefsten Winter. Ganz entsprechend gestaltet sich die Länge der Nachtstunden. Um sie zu gewinnen, zerlegt man die Zeit von Sonnenuntergang bis Aufgang wiederum in 12 gleiche Stunden, deren Länge demnach selbstverständlich in umgekehrter Weise wechseln muß wie die der Tagesstunden. Jeder Stunde steht eine besondere Göttin vor, die während ihr die Aufsicht führt, den Sonnengott gelegentlich bei diesem Teile seiner Fahrt begleitet u. s. f.

Die Tagesfahrt endet im Westen. Dann beginnt die Nachtfahrt, die die Sonnenbarke in entsprechender Weise auf einem das Nachtreich durchfließenden Strome zum Aufgangspunkte im Osten zurückführt. Diese Reise des Sonnengottes vergleicht der Ägypter gerne mit dem Gange des menschlichen Lebens. Der Sonnengott wird morgens geboren, altert während seines Laufs, sinkt als Greis abends in die Nacht, um am nächsten Morgen zu neuem Leben zu erstehen. Solches Geborenwerden und Sterben des Sonnengottes vollzieht sich nach der üblichen Anschauung jeden Tag von neuem. Daneben tritt eine zweite Meinung auf, derzufolge der Prozeß sich im Laufe eines Jahres abspielt: jeweils mit der Frühlingssonne erwacht der Gott zu neuem Leben, mit jeder Wintersonne stirbt er. Hier fällt der Todeszustand, den der Verlauf in 24 Stunden verlangte, fort, oder vermindert sich doch auf einen ganz kurzen Zeitabschnitt. Daneben scheinen nach vereinzelten Andeutungen der Texte noch weitere Vorstellungen bestanden zu haben, die sich das Leben des Gottes in noch längeren Zeitläuften, in 365 und mehr Jahren abspielen ließen und dabei wohl an chronologische Perioden dachten; doch sind die diesbezüglichen Angaben wenig klar und jedenfalls haben derartige Ansichten keine größere Verbreitung und keinerlei Volkstümlichkeit besessen.

Eine eingehende Schilderung der Nachtfahrt der Sonne findet sich erst in Texten des neuen Reiches, also nach 1700 v. Chr., doch zeigen ziemlich zahlreiche Stellen älterer Inschriften und bildlicher Darstellungen, daß die Lehre bereits weit früher entstand, wenn sie auch erst im zweiten Jahrtausend sich einheitlich gestaltet zu haben

scheint. Niedergelegt wurde sie damals in dem Buch vom Am-duat, d. h. „von dem, was ist in der Tiefe" und in dem Buche von den Thoren, welche beide die Topographie der hier in Betracht kommenden Unterwelt vorführen wollen, dies aber in voneinander ganz unabhängiger Weise thun. Aufgezeichnet finden sie sich in Auszügen auf Papyris und auf Sarkophagen und mehr oder weniger vollständig in den Königsgräbern der 18—20 Dyn. und zwar in einer kurzen Textausgabe und in einer ausgedehnteren illustrierten Recension. Dabei stehen das Buch Am-duat und das Buch von den Thoren trotz des Widersprechenden ihres Inhaltes, gelegentlich ruhig nebeneinander in dem gleichen Grabe, wiederum ein Zeichen, wie wenig der Ägypter dachte, sobald religiöse Vorstellungen in Frage kamen.

Die Zeit der Hauptblüte dieser Lehren fällt zusammen mit der Periode der ägyptischen Geschichte, in der die Könige in erster Linie zu Theben residierten; sie scheinen sich auch wesentlich im Kreise der thebanischen Priesterschaft entwickelt zu haben, deren Mitgliedern und Verwandten man ihre Niederschrift mit in das Grab zu geben pflegte. Daraus erklärt es sich wohl auch, daß der Nachtsonnengott in ihnen als widderköpfiger Mann dargestellt wird, denn der Widder galt als die tierische Verkörperungsform, die der in Theben als Hauptgott verehrte Amon angenommen hatte, als er auf die Erde herniederstieg. Dabei trägt der Gott in den Unterwelt-Texten stets die nach den Seiten auslaufenden Widderhörner. Nun hat man freilich geglaubt nachweisen zu können, daß von den beiden mit ägyptischen Göttern in Verbindung gebrachten Widderarten, die eine, deren Hörner seitlich sich entwickeln, dem Gotte Chnuphis von Elephantine geweiht gewesen sei, während dem Widder des Amon das rundlich um das Ohr liegende, durch die römischen Statuen des Jupiter Amon uns geläufige sog. Amonshorn zugehöre. Letzteres tragen bereits die Könige der 19. Dynastie gelegentlich, als Zeichen ihrer Abstammung von dem Gotte Amon, als Kopfschmuck und in gleichem Sinne ließen es später Alexander der Große und seine Nachfolger an ihren Bildnissen anbringen. Wäre die erwähnte Scheidung richtig, so würde sie gegen einen Zusammenhang des Nachtsonnengottes mit dem thebanischen Amon sprechen; allein angesichts der Denkmäler hält die Ansicht nicht stand. Amon wird sehr häufig, auch an Stellen, an denen von einer Verschmelzung seiner Gestalt mit der des Chnuphis keine Rede sein kann, mit den ausladenden Hörnern dargestellt. Meist scheinen es lediglich künstlerische und

praktische Gründe gewesen zu sein, die die eine oder andere Hörnerwahl bei der Darstellung des Gottes veranlaßten, so vermied man bei Statuen so gut wie immer die ausladende, weniger Dauerhaftigkeit verheißende Form.

Als eine Art Überschrift erscheint über den Eingängen in die Königsgräber eine Sonnenscheibe eingemeißelt, in der die eben geschilderte Gottesgestalt steht, während sich hinter ihr ein großer Skarabaeus-Käfer befindet. Erstere ist der Gott der Nachtsonne, zu dessen Reich das Grab gehört, dessen Gebiete seine Inschriften schildern, während der Skarabaeus eine Gestaltung der neu zum Leben erwachenden Morgensonne und zugleich eine Versinnbildlichung des neuen Lebens des Menschen nach dem irdischen Tode bildet.

Die Anordnung der Bilder bei den Darstellungen dieser Unterwelt ist stets die gleiche. In drei übereinander angebrachten Reihen geordnet, laufen die Reliefs längs der Wände; die mittlere Reihe stellt den Unterweltsstrom dar, auf dem die Sonnenbarke sich fortbewegt, bald durch den Strom, bald durch Zauberformeln getrieben, bald durch dem Gotte ergebene Geister gezogen. Darüber und darunter befinden sich Bilder der beiden Ufer des Flusses. Vor der Sonnenbarke und an diesen Ufern stehen, sitzen, liegen in bunter Folge die zahllosen Dämonen, die diese Gefilde der Nacht bevölkern. Bald treten sie in menschlichen Gestalten auf, bald als Tiere, wie besonders als Schlangen, die man naturgemäß in einem unterirdischen Gebiete vor allem suchte, oder als Hundskopfaffen, die man im Nilthale gern mit der Sonne in Verbindung brachte, bald sind es Mischwesen aus Tier- und Menschenteilen, in oft sehr sonderbaren Verbindungen. Den Bildern der Dämonen fügen die Denkmäler ihre Namen bei. Aus diesen geht hervor, daß nur wenige unter ihnen in Beziehung zu den großen Göttern des Landes stehn; die meisten sind Sondergötter, deren Namen bereits ihre jeweilige Thätigkeit andeuten: die Schneidende, die Zerreißende, der Stecher u. s. f. Ein Teil gilt als dem Sonnen-Gotte befreundet, während zahlreiche andere ihm feindlich gesinnt sind. An der Spitze der letzteren steht die große Apophisschlange, die Verkörperung der Mächte der Finsternis, die darnach trachtet, der Sonne den Weg zu verlegen und den Untergang zu bereiten, aber stets wird sie noch im letzten Augenblicke von den Sonnenfreunden besiegt, gefesselt, geschnitten, aber nie endgültig getötet. Immer wieder erwacht sie, wenn sie auch noch so schwer verletzt ward, zu neuem Leben und beginnt den Kampf gegen den guten Gott der Wärme

und des Lichtes von neuem, einen Kampf, der nach ägyptischer Anschauung niemals zu einem Siege der einen oder anderen Partei führen wird.

Die einzelnen Geister dieser Unterwelt zu schildern hat naturgemäß keinen Zweck. Dieselben sind in den beiden genannten Büchern verschiedene und auch verschieden geordnet. Die Unterscheidung der Werke ist dabei schon durch eine Äußerlichkeit leicht gemacht: in dem Buche Am-duat wird jeder Stundenraum von dem nächsten durch eine Thür abgeschlossen; im Buche der Thore wird die Thür durch eine monumentale Festungsthoranlage ersetzt. Die jeweiligen Dämonen, abgesehen von einigen Begleitern des Sonnengottes, bleiben stets in dem gleichen Raume und ebenso ergeht es nach dieser Jenseitslehre den verstorbenen Menschen. Diese schließen sich im Westen des Horizonts der Sonnenfahrt an und werden von dem Gotte in den verschiedenen Teilen des Jenseits zurückgelassen. Hier weist ihnen derselbe Felder zur Bestellung an, auf denen sie fortan als seine an Grund und Boden gefesselten Vasallen hausen, stets bereit ihren Herrn gegen seine Feinde zu unterstützen, falls ihn diese bei seiner Durchfahrt mit ihren Angriffen bedrohten. Ihr Loos war im übrigen ein wenig erfreuliches. Jubelnd begrüßten sie das Sonnenlicht, wenn der Gott ihnen erschien; aber nach einer Stunde schon entschwand es ihnen, die Thür ihres Raumes schloß sich, 23 Stunden galt es in einem Dunkel zu verharren, welches höchstens durch feuerspeiende Schlangen oder die Flammenmeere erhellt ward, in denen man gefangene Feinde des Sonnengottes verbrannte. Beachtenswert ist es dabei, daß hier das gleiche Loos Hoch und Niedrig, Unterthanen und Könige trifft. Nur wenige Sterbliche vermögen ihm zu entrinnen. Dies sind aber nicht etwa diejenigen, die auf dieser Erde tugendhaft gelebt hatten, sondern diejenigen, die in der Magie besonders große Kenntnisse sich erworben, sich dabei freilich auch bestrebt hatten, niemals als Feinde des Sonnengottes aufzutreten. Ihnen gelang es, es zu erzwingen, daß der Gott sie auf seiner Fahrt nicht aussetzte, sondern sie weiter in seiner Begleitung behielt und ewig in seiner Barke am Himmel kreisen ließ.

Die eben erwähnte Auffassung, daß vor dem Leben im Jenseits Gute und Böse gleich gestellt sind, daß die Gottheit nach dem Tode dem, der ihren Geboten im Diesseits gehorcht hat, keinerlei entsprechende Belohnung zu teil werden läßt, hat der alte Ägypter gelegentlich als ungerecht empfunden. Er hat daher in das Buch von den Thoren eine Gerichtsscene eingesetzt, in der das Urteil über

die Verewigten gesprochen wird und dieses sich dem Bilde des osirianischen Totengerichtes, auf das später zurückzukommen sein wird, entsprechend ausgemalt. Zwischen der fünften und sechsten Nachtstunde befindet sich ein Saal, in dem Osiris auf seinem Throne, begleitet von den Göttern seines Kreises, sitzt. Vor ihm wird die Seele des Menschen gegen seine Thaten abgewogen, während gleichzeitig ein Hundskopfaffe, die tierische Verkörperung des Gottes Thoth ein Schwein, den Vertreter des Gottes des Bösen Set, mit einen Stocke aus der Halle hinaustreibt und damit aus der Gemeinschaft der Guten verstößt. In dem folgenden Raume sieht man die gerecht Gesprochenen das Feld bebauen, während die Bösen an Pfähle gebunden ihrer Bestrafung harren, zu deren Behuf sie in der Folge in Wasser- und Feuerseen geschleudert werden.

Beachtenswert ist es bei dieser Gerichtsscene, wie wenig dieselbe in den Zusammenhang des übrigen Textes hineingearbeitet worden ist. Dieselbe ist als Ganzes eingeschoben worden um eine Gedankenlücke auszufüllen, ohne daß man sich die Mühe gegeben hätte, die Teile des Werkes zu verändern, welche auf der Voraussetzung des Fehlens eines Totengerichtes beruhten. Am bezeichnendsten für den geringen Aufwand an geistiger Überlegung, den man dabei walten ließ, ist es, daß die Einschiebung nicht am Anfange des Textes erfolgte, sondern weit später, während doch logischer Weise das Gericht stattfinden mußte, ehe der Gott sich anschickte, von den Toten begleitet, seinen Weg durch die Unterwelt anzutreten. Die Ägypter haben denn auch niemals versucht, auszuführen, wie sich eigentlich der Zug der Seelen der Guten und Bösen bis zu dieser Halle im einzelnen vollzog.

Eine ähnlich melancholische Auffassung des Daseins nach dem Tode, wie die besprochenen Texte, zeigt eine Reihe von Ermahnungen zum Lebensgenuß. Dieselben finden sich seit der Zeit um 2500 v. Chr. in den ägyptischen Texten in vielfach sich ändernder Ausdrucksweise, in den Grundgedanken aber sich stets gleichbleibend. Vor allem bilden sie die Gesänge, durch welche bei Beerdigungen die Hinterbliebenen zum Nichttrauern aufgefordert wurden. So legt eine Stele der verstorbenen Frau folgende Rede an ihren überlebenden Gatten in den Mund: „Oh mein Genosse, mein Gemahl! Höre nicht auf zu trinken und zu essen, betrunken zu sein, der Liebe der Frauen zu genießen, Feste zu feiern. Folge Deinen Wünschen bei Nacht und bei Tage. Gönne der Sorge keinen Raum in Deinem Herzen. Denn das Westland (ein Totenreich) ist ein Land des

Schlafes und der Finsternis, ein Wohnort, in dem die bleiben, die darinnen sind. Sie schlafen in ihrer Mumiengestalt, sie erwachen nimmer mehr um ihre Genossen zu sehen, sie erkennen weder ihre Väter noch ihre Mütter, ihr Herz sorgt sich nicht um ihre Weiber und Kinder. Auf Erden genießt jeder das Wasser des Lebens, aber ich leide Durst. Wasser kommt zu dem, der auf Erden weilt, ich aber dürste nach dem Wasser, das bei mir ist. Seit ich in dieses Thal kam, weiß ich nicht, wo ich bin. Ich schmachte nach dem Wasser, das bei mir fließt. Ich wünsche den Luftzug am Ufer des Flusses, damit er mein Herz in seinem Kummer labe. Denn der Name des Gottes, der hier herrscht, lautet „Vollkommener Tod". Auf seinen Ruf kommen alle Menschen, zitternd vor Furcht, zu ihm. Er macht keinen Unterschied zwischen Göttern und Menschen, vor ihm sind die Großen den Kleinen gleich. Er zeigt keine Gunst dem, der ihn liebt; er reißt das Kind dahin von seiner Mutter, und den alten Mann in gleicher Weise. Niemand kommt um ihn zu verehren, denn er ist nicht gütig gegen den, der ihn verehrt, er achtet nicht auf den, der ihm Opfergaben darbringt."

Die bisher besprochenen Vorstellungskreise suchten den Aufenthalt der Toten in einem unter der Erde gelegenen Reiche. Eine Reihe weiterer vermuten ihn über der Erde im Himmel. Wie man dorthin gelangte, um in der Sonnenbarke, oder zwischen den Sternen, oder in dem hier sich ausbreitenden Gefilde der Seligen Einlaß zu finden, darüber herrschten widersprechende Meinungen. Nach der einen begab sich die Seele an die Stelle am westlichen Horizonte, an der die Sonne durch einen engen Felsspalt in die Tiefe sank, und kletterte hier auf deren Barke. Wir haben bereits gesehen, daß es den Toten mit Hülfe der Magie glücken konnte, mit der Sonne durch das ganze Unterweltsreich zu schiffen, am Morgen gelangte sie dann mit dieser an den Himmel empor. Andere nahmen an, es gebe eine Leiter, auf der man zum Himmel hinaufklettern könne; mittelst einer bestimmten Zauberformel konnte sich der Verstorbene dieses Hülfsmittel zugänglich machen. Eine dritte Vorstellung knüpft an die Leichenverbrennung an, mit der Asche des Toten steigt die Seele zum Himmel auf. Dieser Gedanke ist in Ägypten ein uralter, in historischer Zeit freilich wenig mehr verbreiteter, denn die Leichenverbrennung, die bei dem Beginne geschichtlicher Zeit bereits sehr selten geworden und fast nur für Könige noch im Gebrauch war, ist später so gut wie ganz durch die Einbalsamierung der Toten abgelöst worden. Vergessen wurde sie darum nicht, sie er-

scheint noch im zweiten Jahrtausend v. Chr. bei dem Opfer, welches bei der Beerdigung vornehmer Persönlichkeiten stattfand und bei dem man Menschen verbrannte, um sie möglichst schnell als Diener für den Bestatteten diesem nachzusenden. Und der Gedanke, überhaupt durch Verbrennung, dem Toten etwas zukommen zu lassen, hat stetig fortgelebt in der Sitte des Brandopfers, durch welches die Gaben nach oben gesendet wurden, ganz im Gegensatze zu der im Nilthale weit üblicheren Niederlegung derselben im Grabe, welche ein wenigstens zeitweises Weilen des Toten an dieser Stelle voraussetzte.

Weit öfters als dieser Beförderungsarten in das Jenseits wird einer anderen gedacht, derzufolge die Seele in Vogelgestalt zum Himmel hinauffliegt. Gelegentlich hat dabei die Seele die Form eines Sperbers und besonders die der Könige scheint so gebildet gewesen zu sein; gewöhnlich aber, und vor allem der Sterbliche, der nicht Pharao gewesen war, mußte so auftreten, hat sie die Gestalt des sog. Ba-Vogels, eines Vogels mit Menschenkopf und gelegentlich mit menschlichen Armen, der in den meisten Fällen männlichen Geschlechtes war. Eigentümlicherweise denkt sich nämlich der Ägypter den Verstorbenen, auch wenn er im Diesseits weiblich war, im Jenseits als Mann, nennt ihn daher Osiris und giebt ihm einen männlichen Seelenvogel. Nur selten in älterer Zeit, etwas häufiger in der spätern, behält die verstorbene Frau ihr Geschlecht, wird als unsterbliche Tote nicht Osiris, sondern Hathor genannt und erscheint als Seelenvogel mit weiblicher Kopfhaube, ohne Bart und bisweilen mit weiblicher Brust.

Im Himmel angekommen, weilte die Seele fortan im Kreise der Götter. Wie und auf welcher Grundlage ihr hier ein Platz angewiesen ward, welches ihre Stellung im Verhältnis zu den Göttern und den früher und später gleichfalls hierher gelangenden Seelen war, darüber lassen sich die Texte im allgemeinen nicht aus. Nur die Pyramideninschriften der Zeit um 3000 v. Chr. sind für die königliche Seele etwas eingehender und zeigen, daß sich der König durch einen Kampf mit den älteren Göttern erst die Stellung erwerben mußte, die er, entsprechend seinem irdischen Range, beanspruchen zu können hoffte. Es erging dem toten Pharao eben genau, wie dem verstorbenen Gotte Osiris, als dieser König des Totenreiches im Westen werden sollte. Die ältern Götter, die hier früher geherrscht hatten, widersetzten sich dieser neuen Herrschaft und mußten erst gewaltsam unterworfen werden, ehe das Reich des Osiris beginnen konnte.

Wie sich die Ankunft des toten Fürsten im Himmel im einzelnen gestaltete, das schildert eine solche Pyramide mit den Worten: „Der Himmel weint, die Sterne beben, die Wächter der Götter zittern und ihre Diener entfliehen, wenn sie den König als Geist sich erheben sehen, als einen Gott, der von seinen Vätern lebt und sich seiner Mütter bemächtigt. Seine Diener haben die Götter mit der Wurfleine gefangen, haben sie gut befunden und herbeigeschleppt, haben sie gebunden, ihnen die Kehle durchschnitten und ihre Eingeweide herausgenommen, haben sie zerteilt und in heißen Kesseln gekocht. Und der König verzehrt ihre Kraft und ißt ihre Seelen. Die großen Götter bilden sein Frühstück, die mittlern bilden sein Mittagessen, die kleinen bilden sein Abendessen, die alten Götter und Göttinnen benutzt er als Heizmaterial. Der König verzehrt alles, was ihm in den Weg kommt. Gierig verschlingt er alles und seine Zauberkraft wird größer als alle Zauberkraft. Er wird ein Erbe der Macht größer als alle Erben, er wird der Herr des Himmels, denn er aß alle Kronen und alle Armbänder, er aß die Weisheit jeden Gottes, u. s. f."

Durch Besiegung und Verzehrung der Götter und ihrer Machtzeichen und Schmucksachen wird also der König Herr des Himmels. Die Vorstellung, daß der Mensch auf derart rein materiellem Wege geistige Eigenschaften sich zu eigen zu machen vermag, ist eine weit verbreitete. Das Essen des Herzens und des Hirns des besiegten Feindes oder des kräftigen Tieres und ähnliche Sitten finden sich zu solchem Zwecke bei einer langen Reihe der verschiedensten Völker. Für Ägypten läßt sich der Gedankengang durch zahlreiche Belege erhärten. Wer wahrhaftig werden will, verzehrt die durch ein kleines Bild der Wahrheitsgöttin vertretene Wahrheit. Leben und Macht giebt der Gott, indem er die durch ihre Hieroglyphenzeichen angedeuteten Leben und Macht von dem Begnadeten durch die Nase einatmen läßt. Unsterblichkeit kann man gewinnen, indem man an der Brust einer Göttin saugt und mit ihrer Milch die ihr innewohnende Eigenschaft der Unsterblichkeit in sich aufnimmt. Geradeso wird in dem Pyramidentexte der König durch das Göttermahl allumfassender Gott, wobei nur das Eine hervorzuheben ist, daß darum die Götter nicht zu sein aufhören. Wie der einzelne die Wahrheit essen kann und sie doch fortdauert und andern zur Verfügung steht, so bleiben auch trotz dieses Verschlungenwerdens die Götter, und zwar als selbständige Wesen, bestehen.

Wie sich der Ägypter es nun ausmalte, daß der Gott gewordene

König sich seine Macht erhielt und nicht dem nächsten, mit der gleichen magischen Kraft ausgerüsteten, verstorbenen Pharao seinerseits zur Beute fiel, darüber fehlt jede Andeutung. Vermutlich hat er sich darüber weiter keine Sorge gemacht und sich damit begnügt, sich sein eigenes Fortleben möglichst erfreulich auszudenken, ohne weiter gleiche Seligkeitsansprüche künftiger Generationen in Rechnung zu ziehen.

Unter der Erde und über der Erde hat sich demnach der Ägypter ein Totenreich gedacht, auch auf der Erde selbst hat seiner Ansicht nach ein solches bestanden. Die Art und Weise, in der diese auf Erden sich vollziehende Auferstehung zum Ausdrucke kam, hat er sich wiederum in der verschiedensten Weise vorgestellt. Eine Reihe von Anschauungen entlehnte er dem Pflanzenleben. Aus der Leiche oder einem ihrer Teile, wie dem Blutstropfen, der von dem Sterbenden verspritzt ward, entsproßte ein Baum, der nunmehr dessen neue Form bildete; bald lagerte dann der Sitz des Lebens in der Blüte, bald im ganzen Holze, so daß, wenn der Baum gefällt ward, ein Splitter im stande war, das Leben weiter fortzupflanzen. Ein solcher Baum, der dem nach dem Tode fortlebenden Wesen entspricht, ist in der spätern Zeit, als die Mythen ihre ursprüngliche Kraft verloren, zu dem durch die griechischen Schriftsteller bekannten Baume geworden, der den Sarg und die Leiche des Osiris umschloß. Andere Berichte lassen aus der Leiche nicht einen Baum, sondern Korn hervorsprießen. So war, nach vielverbreiteter Ansicht, Osiris zu neuem Leben erwacht und sein Beispiel wirkte in gewissem Sinne ansteckend. Man stellte gelegentlich neben dem Sarg des Toten ein Bett auf, auf dem man ein Saatfeld in Gestalt des Osiris hatte sprossen lassen, und hoffte, daß nun der Tote dem Beispiele des Gottes folgen werde. Dabei ist für den Ägypter der geschichtlichen Zeit das Sprossen nicht ein Gleichnis; die Texte erklären ausdrücklich, Osiris sei das aus seiner Mumie hervorgegangene Korn. — In ähnlicher Gedankenart wird die stylisierte Lotuspflanze zu einem der häufigsten Amulette, welche die Auferstehung bedeuten, und tragen die Göttinnen, die sich ewig verjüngen, eine solche Pflanze als Szepter in der Hand.

Eine andere Reihe von Berichten schildert die Auferstehung als ein neu zum Leben Erwachen des in die Gruft gesenkten Körpers, hebt in ausführlicher, oft höchst drastischer und sehr trivial wirkender Weise hervor, wie der Tote wieder den Mund öffne, wie er die Arme und Beine wieder bewegen könne, wie seine Darmöffnung

wieder erschlossen sei, wie seine Zeugungskraft von neuem erwache. Diese gesamten Gedankengänge sind diejenigen, welche man am besten als die „Osirianische Unsterblichkeitslehre" zusammenfassen kann. Denn, so verschiedenartig sie auch im einzelnen sein mögen, sie haben das Eine gemeinsam, daß sie stets als Vorbild, als erstes Wesen, welchem eine derartige Auferstehung zu teil ward, den Gott Osiris nennen.

Osiris, der Sohn des Gottes der Erde und der Göttin des Himmels, war der erste König, der in völlig menschlicher Weise über Ägypten herrschte. Seine göttliche Natur erwies er in dieser Stellung durch seine Güte und die Wohlthaten, die er spendete. Es gelang ihm aber nicht, aller Herzen zu gewinnen. Sein eigener Bruder Set stellte ihm nach; unterstützt von mehreren Mitverschworenen umgarnte er Osiris und ermordete ihn. Nach der später verbreitetsten Mythe ward seine Leiche als Ganzes in einen Sarg gelegt, dieser in den Nil gestoßen, und erst nach langen Irrfahrten von der Gattin und Schwester des Osiris, der Göttin Isis, dem göttlichen Ideale einer Mutter und Frau nach ägyptischer Auffassung, wieder aufgefunden. Älter scheint die Vorstellung, die Mörder hätten die Leiche in Stücke geschnitten, diese im ganzen Lande zerstreut und Isis habe lange umherziehen müssen, bis sie die Stücke alle oder doch zum größten Teile auffand. Als ihr dies gelungen war, vereinte sie dieselben und baute die Leiche des Osiris wieder auf, um sie als Ganzes zu begraben. Andere freilich leugneten, daß dies geschehen sei, sie ließen jeden Teil an der Stelle, an der er gefunden ward, in einem der Tempel des Landes, welche die Griechen später als Serapeen bezeichneten, bestatten. In solchem Heiligtume fanden die jeweiligen Überbleibsel des Gottes, in Letopolis beispielsweise der Hals, in Athribis das Herz, in Abydos der Kopf eine besondere Verehrung. Trotzdem hielt man in denselben Tempeln, in schroffem logischen Widerspruche gegen diese Art des Kultes einzelner Teile auch an der Mythe von dem als Ganzes bestatteten Osiris fest und feierte dem entsprechende Erinnerungstage.

Der Zerstückelungsglaube scheint gerade in der ältesten Zeit des Ägyptertumes besonders betont worden zu sein, denn damals war die mit ihm in Zusammenhang zu bringende Zerstückelung der menschlichen Leiche üblich. Man zerlegte dieselbe in mehr oder weniger zahlreiche Teile und hielt vor allem die Enthauptung des Toten für äußerst wichtig. Die Stücke setzte man innerhalb des Fruchtlandes, wohl in der Nähe der Wohnung des Toten, bei.

Nach einiger Zeit, wenn die Fleischteile verwest waren, grub man sie wieder aus, sammelte und reinigte die Knochen und beerdigte diese dann am Rande des Nilthales im Wüstensande in einer endgültigen Gruft. — Bereits zur Zeit der Pyramidenerbauer war die Sitte weniger verbreitet, ward aber bis in späte Zeiten hinein nicht völlig vergessen. Religiöse Formeln in den Sammlungen von Totentexten bezogen sich noch Jahrtausende hindurch darauf, daß dem Toten sein abgehauener Kopf im Jenseits zurückerstattet werden sollte. Gelegentlich ist der Brauch thatsächlich auch in jungen Perioden geübt worden. Leichen blieben erhalten, die zunächst enthauptet worden sind; dann aber hat man die Körperreste einbalsamiert, den Kopf vermittelst eines Stabes an dem Rumpf befestigt und das Ganze mit Mumienbinden umwickelt. Ähnlich verfuhr man gelegentlich in der Pyramidenzeit mit dem ganzen Körper. Man ließ ihn verwesen, sammelte hierauf die einzelnen Knochen, umhüllte jeden für sich mit Leinewandbinden und legte endlich diese Päckchen in der Reihenfolge neben einander, die der Lage der jeweiligen Knochen am menschlichen Skelette entsprach.

Bei dieser Zerlegung und Wiederzusammenfügung der Leiche waltete, wenigstens in späterer Zeit, kaum einzig und allein der Wunsch ob, durch solche Vornahmen dem Toten den Weg in das Jenseits zu erleichtern, sondern daneben auch der Gedanke, ihm gleichzeitig die Rückkehr in das Diesseits zu erschweren. Wie die meisten Völker unserer Erde, so haben auch die alten Ägypter die Verstorbenen, die aller der Freuden entbehren mußten, die das Dasein lebenswert gemacht hatten, vielfach für bösartige Wesen angesehen, die neiderfüllt die Hinterbliebenen zu quälen und zu beunruhigen trachteten. Je sorgsamer man die Begräbnisgebräuche vollzog, um so eher konnte man hoffen, die abgeschiedenen Seelen milder zu stimmen; sie völlig zu befriedigen, war schwer, wo nicht unmöglich. So lag es denn nahe, daß man zu demselben Hülfsmittel griff, welches die Bevölkerung zahlreicher Länder gegen die Toten, welche als Vampyre angesehen werden, anwendet. Man schneidet ihren Leichen den Kopf ab, um ihnen das Umgehen auf Erden zu verwehren. Wo der menschliche Leib als die einzig mögliche Verkörperungsform des Toten gilt, kann dieses Mittel für unfehlbar angesehen werden. Nicht so im Nilthale, in dem der Tote, um auf Erden zu erscheinen, nicht stets in seinen Leichnam zurückzukehren brauchte, sondern auch andere Gestalten wählen konnte. Solche Gefahr lag nahe, wenn er die Verletzung seines

Körpers bemerkte und sie nun an ihren Verübern zu rächen gedachte. In dieser Erwägung wird man den Leib nach der Verstümmelung wieder zusammengesetzt haben. Kam der Tote in sein Grab, um zu prüfen, ob hier alles in Ordnung sei, und erschien ihm die Leiche bei äußerlichem Zusehen in tadellosem Zustande, so war er befriedigt. Gedachte er aber dann in irgend einer unglücklichen Laune, sie zu beseelen, so fiel der Körper ganz auseinander oder verlor doch den Kopf, und seine Hoffnung, in der altgewohnten Gestalt wieder aufzutreten, ward zu nichte. Freilich setzen derartige Gedankengänge bei den Verstorbenen einen erheblichen Mangel an Scharfsinn voraus. Allein, das ist wiederum eine jener Vorstellungen, welche so gut wie bei allen Völkern sich finden. Tod und Teufel und die Wesen, die in ihren Kreis gehören, gelten gemeinhin als unklug und leicht zu täuschen. Dafür gewährt nicht nur der alte und neue Orient zahllose Beweise in seinen Sagen und Erzählungen, auch unsere Volksmärchen liefern reiches und verschiedenartiges diesbezügliches Material.

Gelegentlich spielt somit die Sage von der Zerstückelung des Osiris als Vorbild einer entsprechenden Behandlung der menschlichen Leiche eine Rolle. Dies geschieht jedoch verschwindend selten im Vergleich zu den geradezu zahllosen Fällen, in denen berichtet wird, Osiris sei als Ganzes bestattet worden. Seine Anverwandten waren es dann, die diese Beerdigungspflicht erfüllt hatten und dadurch allen Menschen zeigten, was zu thun sich in ähnlichem Trauerfalle gezieme. Isis sang dem Bruder, von beider Schwester Nephthys unterstützt, die Klagegesänge und trug die Zauberformeln vor, die den Toten gegen alle Anfechtungen des Jenseits feien sollten. Der schakalköpfige Anubis, der stets bereit steht, den Verstorbenen, ähnlich wie bei den Griechen der Seelenführer Hermes, hinein zu geleiten in das Schattenreich, begnügte sich bei Osiris nicht mit dieser Führerschaft, er unterzog sich selbst der Mühe der Bestattung. Horus, der Sohn des Gottes, rächte den Tod des Vaters an dem Mörder Set und errang in langem, wechselreichem Kampfe die ihm gebührende Nachfolge auf dem Throne Ägyptens. Was aber dieser Thateneifer der Hinterbliebenen vor allem erreichte, das war, daß durch ihn Osiris die Kraft gewann, in seiner alten Gestalt fortzuleben, die Dämonen des Jenseits zu überwinden und sich in dessen Bereiche ein neues Königtum zu begründen, in dem er, wie einst hier über die Lebenden, so dort über die Toten herrschen sollte, als ein gütiger und gerechter Fürst.

Diese Fassung der Mythe galt dem Ägypter der geschichtlichen Zeit im allgemeinen als das Vorbild seiner eigenen Zukunft. Wie Osiris mußte er sterben, aber wie dieser auferstanden war, so hoffte er gleiches für sich, damit er im Jenseits in seiner irdischen Gestalt und, nach gewöhnlicher Annahme, auch in seiner irdischen Stellung, ewig fortzuleben vermöge, als ein Unterthan und treuer Vasall seines Gottes und Königs Osiris.

Als wesentliches Erfordernis zur Erringung dieser Fortdauer des Ichs gilt in diesen Vorstellungskreisen die Einbalsamierung des Toten, jene umständliche Leichenbehandlung, welche seit alters als eine der auffallendsten Sitten der Ägypter gegolten hat, und deren Endzweck es war, die in dem heißen Klima des Landes ungemein schnell eintretende Verwesung zu verhindern. Man verfuhr dabei in einer sehr einfachen und technisch recht rohen Weise. Zunächst behandelte man den Körper mit Natron und entzog ihm auf diesem Wege die Feuchtigkeit, dann übergoß man ihn mit Asphalt und tötete damit die Fäulniskeime. So bewundernswert es ist, daß es gelang, auf solche Weise die Leichen widerstandsfähig genug zu machen, um sie durch die Jahrtausende hindurch bis auf unsere Zeit zu erhalten, so muß man doch betonen, daß von dem Leibe, den der Ägypter bei Lebzeiten besessen hatte, die Mumie nur ein sehr entferntes Bild gewährt. Es war unmöglich, die innern weichen Teile vor dem Untergange zu retten. Lunge, Herz, Magen, alle Eingeweide mußten vor Beginn der Behandlung ebenso entfernt werden, wie das zuerst der Zersetzung preisgegebene Gehirn. In Folge der zu diesem Zwecke notwendigen Verstümmelung des Körpers sank der ganze Unterleib ein, und ward der Knochen zwischen Nase oder Mund und Hirnhöhle zerstört, um auf diesem Wege das Gehirn herausziehen zu können. Die dann folgende Ausdörrung durch Natron und Asphalt vernichtete die Fettteile, so daß zuletzt im Grunde nur die Knochen und die schwarz oder doch dunkelbraun verbrannte Haut zurückblieben. Nur bei äußerst sorgsam behandelten Mumien vornehmer Leute, besonders von Königen und Königinnen, sind die Gesichtszüge kenntlich geblieben, die Leichen des gewöhnlichen Volkes bieten zumeist einen abschreckenden Anblick dar.

Die Leiche pflegte man sorgsam in den Sarg zu betten, der Mund ward geschlossen, die Arme über der Brust gekreuzt oder längs des Körpers herabgelegt, die Leiche ruhte ausgestreckt in gerader Richtung auf dem Rücken. Nur die älteren Perioden des Ägyptertumes bieten von dieser Regel Ausnahmen dar. In der

der Pyramidenzeit vorangehenden Nagada-Periode, in welcher die Mumifizierung noch kaum gebräuchlich gewesen zu sein scheint, gab man den als Skelette auf uns gekommenen Leichen mit Vorliebe eine gekrümmte Haltung. Die Kniee sind an die Brust heraufgezogen, die Arme ruhen etwa auf ihnen aufgestützt, die Hände liegen vor dem Gesicht. In dieser Stellung, in der das Kind seinen Eintritt in die Welt erwartet, und die man noch später gern der der Auferstehung harrenden Seele gab, sollte der Tote im Grabe ruhen. Etwas später und bis in die Zeit um 2000 v. Chr. hinab, bettete man nicht selten die Leiche auf die linke Seite, oder wendete doch, wenn sie auf dem Rücken lag, ihr Gesicht dorthin. Man nahm dann an, der Tote könne in dieser Richtung, die nach Westen in das Totenreich führte, aus dem Sarge herausblicken und heraustreten. Um diese Möglichkeit noch schärfer zum Ausdrucke zu bringen, werden an dieser Stelle außen am Sarge zwei große Augen in Malerei oder Relief gewissermaßen als Auslugläöcher des Toten angebracht. Und innen im Sarge und häufig auch an der entsprechenden Stelle der Grabeswand bezeichnete das Bild einer Thür den gleichen Ort. Damit die Pforte aber nur zum Ausgange des Toten diene, und nicht etwa von einem Feinde benutzt werde, um in das Grab und in den Sarg einzudringen, versahen vorsichtige Leute das Thürbild mit einem sorgsam zugeschobenen Riegel.

Auffallend ist es, daß in den zahllosen Texten, welche der Schilderung der Unterweltsschicksale des Toten gewidmet sind, in all den Angaben über Gebräuche, welche am Grabe zu vollziehen waren, in den Anspielungen auf die Geschicke des Osiris, nie der Bedeutung gedacht wird, die man eigentlich in geschichtlicher Zeit der Erhaltung der Leiche zuschrieb. Der Umstand, daß man, wie bereits bemerkt, annahm, gelegentlich könne die Seele in die Leiche zurückkehren, um in dieser Hülle auf Erden umzugehen, genügt nicht, um die Vornahme einer so kostspieligen und langwierigen Einbalsamierung zu erklären. Und dies um so weniger, als die Seele für eine irdische Manifestation nicht auf die Leiche angewiesen war, sie vielmehr zahlreiche andere Gestalten annehmen konnte, welche ihr ohne jede Belastung der Hinterbliebenen zur Verfügung standen. Es deutet dieses Fehlen von Erwähnungen darauf hin, daß ursprünglich die Bedeutung der Leiche eine größere war als später, und daß man die Bemühungen um ihre Erhaltung noch in einer Zeit fortsetzte, in welcher die einstige Notwendigkeit derselben nicht mehr so unbedingt erforderlich erschien. Es wäre dies ein neues

Beispiel der häufig im Nilthale wiederkehrenden Erscheinung, daß man uralte Gebräuche streng in der gewohnten Weise fortbestehen ließ, auch nachdem seit Jahrhunderten ihre Grundbedeutung vergessen oder doch wesentlich abgeschwächt worden war.

Anderweitige Andeutungen treten den eben dargelegten Gesichtspunkten zur Seite, um zu beweisen, daß es im alten Ägypten eine Zeit gab, in welcher man glaubte, das Unsterbliche im Menschen werde stets mit dem Körper verbunden bleiben, auch nachdem das für irdische Augen sichtbare Leben erloschen war. Die Fortdauer der unsterblichen Teile war an die Erhaltung des Körpers gebunden. So ward der Sarg die Behausung des Abgeschiedenen, aus der er dann, wie eben angeführt, gelegentlich herausblicken oder heraustreten konnte, um sich im Grabe zu ergehen. Infolgedessen suchte man das Grab „das ewige Haus" möglichst groß und wohnlich zu gestalten, und alles darin aufzustellen, was man bei Lebzeiten als Bedürfnis empfunden hatte. So standen und lagen hier Möbel und Geräte aller Art für den täglichen wie den gelegentlichen Gebrauch, Waffen um sich gegen Feinde zu verteidigen, Schriftstücke mit magischen Formeln gegen Dämonen oder auch unterhaltenden Inhaltes, um sich von Zeit zu Zeit die Langeweile zu vertreiben, männliche und weibliche Gefährten um die Einsamkeit des Grabes zu beleben, Speise und Trank. Besonders letztere erschienen jederzeit unentbehrlich, denn die Gefühle des Hungers und Durstes erfüllten den Toten so gut wie den Gott und den irdischen Menschen. Wurden sie ihm nicht durch Opfergaben gestillt, dann mußte er aus dem Grabe sich hinausschleichen und suchen irgendwo Eßbares zu rauben. Gelang ihm dies nicht, so stürzte er sich zuletzt verzweifelt auf die schmutzigsten Abfälle, aß Koth und trank Urin, um seine grimme Not zu lindern. Wie groß die Besorgnis vor solchem Geschicke war, das zeigen bereits Formeln der Pyramidentexte, denen zufolge sich der König vor allem vor solcher Zwangslage durch seine Zauberkraft schützen zu können hoffte. Die Nahrungsbeschaffung für den Verewigten bildet den wesentlichsten Inhalt des ägyptischen Totenkultes, wie sich dementsprechend die Verehrung der Götter vor allem darin zeigt, daß man Sorge trägt, daß diese höheren Wesen in den himmlischen Gefilden keinen Mangel an Nahrung erdulden müssen.

Anfangs brachte man die den Bewohnern des Jenseits zugedachten Gaben in ihrer thatsächlichen Gestalt dar und opferte wirkliche Ochsen und Gänse, Brod und Früchte, tötete auch bisweilen

nach einem sehr umständlichen Ceremoniell bei der Bestattung Menschen, um dem Verstorbenen die im Jenseits wünschenswerte Dienerschaft nachzusenden. Nur darin erlitt die irdische Form der Gaben gelegentlich eine Veränderung, daß man sie einbalsamierte, um sie auf diesem Wege ebenso unvergänglich zu machen, wie den Körper des Toten. Geradeso wie dessen Mumie, ungeachtet des Prozesses, dem sie unterzogen worden war, ihre irdische Gestaltung nicht verloren hatte, so glaubte man, werde eine derartige Einbalsamierung der Fleischspeisen ihrer Genußfähigkeit keinerlei Eintrag thun.

Das Darbringen solcher wirklichen Gaben verursachte naturgemäß erhebliche Kosten und so trat bereits frühe der Gedanke auf, sie durch bildliche Opfer zu ersetzen. Man legte kleine Ochsen und Gänse, Brode und Libationsvasen aus Stein oder gebranntem Thon in das Grab, oder stellte in ihm Opfertische auf, die an der Oberseite in Relief eine reiche Auswahl der verschiedenartigsten eßbaren Gegenstände abgebildet zeigten. Vermöge magischer Formeln sollte es dem Toten gelingen, diese Stücke in ihre Vorbilder zu verwandeln, um diese dann zur beliebigen Verfügung zu haben. Dabei ward noch ein weiterer Vorteil gewonnen, solche Gaben waren unvergänglich, die Verwesung konnte ihnen keinen Schaden bringen. Vor allem aber konnte man sich nunmehr das Menschenopfer, welches der fortschreitenden Gesittung nicht mehr entsprach, ersparen. Nur sehr selten ward es in geschichtlicher Zeit noch dargebracht. In der Regel legte man dem Toten kleine Statuetten, die sogenannten Uschebti „Antworter“ in das Grab, die aus Holz, Stein oder glasierter Kieselerde gefertigt jetzt unsere Museen füllen. Sie waren einst dazu bestimmt gewesen, von dem Toten durch eine Zauberformel zum Leben erweckt zu werden, um für ihn Ackerbau zu treiben, zu welchem Zwecke man den Bildnissen ländliche Werkzeuge, Hacken und Körbe, in die Hand gab. Neben diesen männlichen Dienern, die oft zu Tausenden ein und demselben Toten dargebracht wurden, finden sich, wenn auch seltener, weibliche, die im Jenseits seinen Harem zu bilden berufen waren. In alter Zeit stellte man mitunter einen ganzen Hausstand in Holz gearbeitet in das Grab, Bäckerinnen, Bierbrauer, Gabenträger, Matrosen, u. s. f.

In die Reihe dieser bildlichen Opfer gehören, außer solchen mehr oder weniger plastischen Gaben, auch die eingemeißelten und gemalten Darstellungen, welche die Grabkammern schmückten. In ihnen rollt sich jetzt das ganze Leben des alten Ägypters vor uns auf: der Ackerbau vom Säen an bis zur Ernte, das Bereiten von

Brod, das Schlachten und Braten der Ochsen, das Füttern und Zubereiten der Gänse, das Brauen des Biers, das Keltern des Weins, die Herstellung der verschiedenen Geräte. Dann folgen Vorführungen der frohen Tage des Lebens: die Jagd in den Sümpfen des Nilthales, vor allem des Delta, auf Vögel, Fische und Nilpferde, Ballspiele, Tänze, Turnübungen, das Darbringen der Erträgnisse der Ernte, u. a. m. Dies sind nicht etwa nur Darstellungen aus dem einstigen Leben des Bestatteten, der als Zuschauer immer wieder in den Reliefs abgebildet erscheint, bestimmt bei den Hinter bliebenen das Gedächtnis an sein irdisches Walten wach zu erhalten. Diese Bildwerke in dem Grabe haben einen weit höheren Zweck. Durch magische Formeln vermochte ihnen der Tote Leben zu verleihen, so daß das Bild zur Wirklichkeit erstand. Dann sproßte das Korn auf dem Felde, das Feuer brannte, die Diener arbeiteten, und der Verewigte saß dabei und erfreute sich der regen Thätigkeit, die zu seinem Nutzen und Frommen sich vor seinen Augen abspielte. Was an Nahrungsmitteln hier entstand, war für seinen Tisch bestimmt, die Arbeit seiner Diener schützte ihn vor jeglichem Mangel, die dargestellten Scenen ließen ihn die Freuden der Jagd stets von neuem in Wahrheit und in vollen Zügen genießen.

Das Totenopfer in bildlicher Form war weit bequemer als das in wirklicher Gestalt, es verlangte jedoch immerhin noch einen gewissen Aufwand. Hatte man sich aber einmal an den Gedanken gewöhnt, daß es möglich sei, aus den Bildern durch eine magische Formel Gegenstände heraus zu zaubern, so war von hier aus nur ein Schritt zu der Ansicht, daß man durch noch kräftigere Zaubersprüche auch ohne solches Mittelglied die gewünschten Dinge aus dem Nichts werde erstehen lassen können. Diesen Schritt haben die Ägypter bereits frühe gethan. Das Hersagen einer bestimmten Weiheformel sollte genügen, um das Totenopfer dem Verewigten ohne weiteres zu verschaffen: „Eine Königliche Opfergabe sei dargebracht dem Gotte Osiris, damit er gebe tausend Ochsen, tausend Gänse, tausend Brote der Person des verewigten N. N.“ ist die viel variierte, aber im Grunde stets gleich bleibende Fassung, in der die Formel in unzähligen Wiederholungen die ägyptischen Leichensteine bedeckt. Sie steht dabei entweder allein oder begleitet von einer längeren Anrufung, die die Vorübergehenden auffordert, die Formel zu Gunsten des Verstorbenen auszusprechen. — Im Namen des Königs erfolgt solche Widmung, denn der Pharao galt im Nilthale ständig als der berufene Mittler zwischen der Gottheit und seinem Volke. War

er doch selbst göttlichen Ursprunges und hervorgegangen aus der Verbindung eines Gottes, meist des Sonnengottes Ra, mit einer sterblichen Frau, meist der Gattin seines Vorgängers auf dem Pharaonenthrone. Als solcher war er sicher, williges Gehör bei den höheren Mächten zu finden, deren Kreis er nur auf kurze Zeit verlassen hatte, in den er nach dem Tode als mindestens gleich berechtigtes Mitglied zurückzukehren hoffte. Am Anfange der Entwicklung des Volkes hatte der Herrscher daher alle gottesdienstlichen Handlungen, unter denen das Totenopfer eine der wichtigsten war, selbst vollzogen. Als der Staat wuchs und praktische Gründe ihm solche vielseitige Bethätigung verboten, erfolgten die Gebete und Opfer doch wenigstens in seinem Namen, um den Göttern gegenüber die alte Sitte und Verpflichtung zu wahren und ausdrücklich zu betonen.

Die Gabe richtet sich nicht ohne weiteres an den Toten, sondern an den Gott, der dieselbe dann dem eigentlichen Empfänger übermitteln sollte. Diese Handlungsweise erscheint irdischen Vorstellungskreisen angepaßt. Hier im Nilthale dankt jeder Bürger seine Stellung, seinen Besitz, seine Nahrung der Güte des Königs, der sie oder doch die Möglichkeit sie zu erwerben, ihm verliehen hat. Selbst der Vornehmste gilt im Prinzip als ein Lehnsträger Pharaos, wenn er auch thatsächlich noch so eifersüchtig sich jeder Einmischung desselben in seine Privatangelegenheiten oder seine Verwaltungsthätigkeit widersetzte. Wie derart die Verhältnisse im Diesseits theoretisch aufgefaßt wurden, so dachte man sich dieselben im Jenseits entwickelt. Hier war der Götterkönig unumschränkter Herr aller seiner Unterthanen, vor allem der Toten. Wer letztern etwas zukommen lassen wollte, ging am sichersten, wenn er sich an ihn wendete und ihn beschwor, aus seinem Überflusse dem einzelnen Toten das ihm Bestimmte zufließen zu lassen. Auf doppeltem Wege konnte dies der Gott thun, entweder einfach in Form eines Geschenkes oder aber in feierlicherer Weise auf Grund eines Dekrets, das er unter Bezugnahme auf seine königliche Stellung in einer staatsrechtlich genau vorgeschriebenen Fassung für den Toten erließ. In zahlreichen Gräbern, besonders der jüngeren Perioden, haben sich solche Dekrete auf Papyrus oder auf Stelen aufgezeichnet erhalten. Die Hinterbliebenen haben sie gleich fertig abgefaßt dem Toten mitgegeben in der Hoffnung, der Gott werde ihren Inhalt im richtigen Augenblicke sich zu eigen machen und seine Durchführung durch ihm untergebene Götter und Dämonen niederen Ranges veranlassen.

Eigenartig wirkt in diesen Formeln die Großmut der Hinterbliebenen. So lange man die Opfer wirklich darbringen mußte, und auch noch, als es im Bilde notwendig erschien, hatte man sich mit wenigem, mit einem Ochsen, einigen Broten begnügt. In dem Augenblicke, in dem es nur auf Worte ankam, sprach man dem Toten die Gaben gleich zu Tausenden zu, die Mühewaltung ward ja dadurch nicht größer, die Befriedigung des Jenseitsbewohner dagegen eine um so sicherere. Wichtig war es nur, daß man bei der Aussprache der Formel den Namen desjenigen, für den die Gabe bestimmt war, ganz genau bezeichnete, um zu verhindern, daß andere, weniger begünstigte Wesen sich der Geschenke bemächtigten und sie dem rechtmäßigen Eigentümer vorenthielten. Man führt daher außer dessen eigenem Namen so gut wie immer als bezeichnendstes Merkmal den Namen seiner Mutter an, denn dem Ägypter galt theoretisch stets die Abstammung von der Mutter als die sicherere und wichtigere. Dies geschah vor allem in allen religiösen Dingen auch noch in den Zeiten, in denen längst im praktischen Leben, in den Fragen des Erbrechts vor allem, auf die Abstammung vom Vater das größere Gewicht gelegt wurde.

Die besprochenen Gaben wurden im Grabe niedergelegt und angebracht, die Formeln in ihm oder an seinem Eingange gesprochen; man nahm an, daß der Tote hier persönlich weile, in seiner Leiche seinen bleibenden Aufenthalt genommen habe. Die Sitte blieb bestehen, auch als die Vorstellung, die mit ihr einst verknüpft gewesen war, sich abschwächte, und man dem Toten ein weiteres Aufenthaltsgebiet zuschrieb, als es die eng begrenzten Grabesräume ihm darzubieten vermocht hätten. Immer und immer wieder strebte man nicht nur darnach, die Grab-Behausung möglichst angenehm und bequem auszustatten, man behandelte auch die Mumie als wäre sie eigentlich die unsterbliche Persönlichkeit. Zu ihr legte man, an sie band man alle die Amulette, die den Weg in das Jenseits erleichterten, gab ihr die Formelsammlungen mit, deren Inhalt man dort aussprechen sollte, rüstete sie nach jeder Richtung hin für die Reise zu den Göttern aus. Und doch war nicht sie es, die dieselbe antreten sollte, sondern ein anderes, ihr zwar äußerlich völlig gleiches, aber doch persönlich von ihr verschiedenes Wesen, welches der Ägypter als den Osiris des Toten zu bezeichnen pflegt. Das Widerspruchsvolle, das in der geschilderten Auffassung liegt, hat der Ägypter nie zu lösen versucht, das Verhältnis des Osiris zur Mumie ist eine Thatsache, die wir nur feststellen können und als gegeben hin-

nehmen müssen, so unlogisch auch der Glauben an zwei gleiche und doch verschiedene Gestaltungen ein und desselben Ichs erscheinen mag. Die Entstehung der Vorstellung erklärt sich daraus, daß anfangs die Mumie als dauernde Hülle des unsterblichen Ichs galt, daß später aber dieses Ich durch den Osiris gebildet ward, ohne daß man gewagt hätte, mit der veränderten Auffassung des unsterblichen Wesens die alten, durch die neuen Lehren eigentlich gegenstandslos gewordenen Sitten und Gebräuche aufzugeben.

Die Reise des Osiris des Toten vom Grabe bis zum Herrschersitze des Gottes Osiris bildet einen großen Teil des Inhaltes der religiösen Schriften des mittleren und neuen Reiches, der Zeit von 2500 v. Chr. an abwärts. Vor allem der bekannteste und verbreitetste derartige Text, das sog. Totenbuch, ist ihr gewidmet. Es enthält die Formeln, vermittelst deren der Tote die verschiedenen Hindernisse, die ihm im Verlaufe seiner Wanderung entgegentreten, zu besiegen vermag. Vor allem finden sich in ihm, wie schon erwähnt, die Namen der in der Unterwelt vorhandenen Dämonen und Gegenstände verzeichnet, deren Kenntnis für den Toten in erster Linie erforderlich war, da für den Ägypter der Name nicht eine zufällige Benennung eines Dinges ist, sondern einen wesentlichen Bestandteil desselben bildet. Wer den Namen eines Gottes oder Dämons kennt und richtig auszusprechen weiß, dem muß der Träger des Namens zu willen sein. Als es einer alten Legende zufolge der Göttin Isis gelungen war durch schlaue List den Sonnengott zu zwingen, ihr seinen wahren Namen zuzuflüstern, da hatte sie damit die Macht des Götterkönigs erlangt und war die höchste Göttin geworden. Wer entsprechend in der Unterwelt einen Dämon bei Namen rief, dem konnte derselbe keinen Schaden mehr zufügen; wer ein Thor richtig nannte, dem mußte dasselbe seine Flügel öffnen; wer das richtige Wort wußte, dem war das Ding zu eigen.

Auffallender Weise hat der Ägypter es niemals versucht, den Weg, der vom Grabe zur ewigen Heimat führte, kartenmäßig festzustellen, wäre es auch nur in der wenig genauen Art gewesen, in der er sich die Unterwelt im Buche von dem „was ist in der Tiefe" oder in dem Buche von den Thoren klar zu legen gesucht hatte. Nicht einmal die Reihenfolge, in der die einzelnen Räume durchschritten werden mußten, stand fest. Es besteht daher auch keine feste Ordnung in der Aneinanderreihung der einzelnen jeweils in Betracht kommenden Abschnitte des Totenbuches. Nur an dem einen wird festgehalten, daß der Weg sich auf der Erde hinzieht.

Bald schreitet der Tote zu Fuß dahin, bald fährt er im Boote, immer geht die Reise in ähnlicher Weise vor sich, wie es etwa in dem Delta geschehen wäre. Die Tiere, die ihn bedrohen, sind irdische, Schlangen und Krokodile. Was er ersehnt, ist Speise und vor allem Trank, welch letzteren ihm eine Göttin nicht lange nach Antritt des Zuges aus einem Baume heraus zu reichen pflegte, ähnlich wie in der Wüste bei Bäumen sich dem Wanderer das erquickende Wasser darbietet. Die Richtung der Reise geht nach Westen, dahin, wo die Sonne untergeht und wo hinter unwirtsamen Wüsten das Geheimnis des Landes der Seligen sich verbirgt. Wenn gelegentlich auch in diesen Schilderungen neben dem stehend als Reich des Osiris genannten Westen als Aufenthaltsort der Toten der Norden oder der Himmel in der Gegend des großen Bären auftritt, so handelt es sich dabei um ein Hineintragen ursprünglich ganz anderer Vorstellungen, die das Totenreich in der sonnenlosen kalten Zone suchten, in die andersartige Osirislehre. In letzterer ist das Westland gleichbedeutend mit Totenheimat und diesem Glauben zuliebe bestattete man die Verschiedenen im Westen des Nilthales am Rande der Wüste, durch die sie ihre Straße nehmen sollten.

Die einzelnen Ereignisse auf der Fahrt, über die die Ansichten nicht nur in verschiedenen Perioden, sondern auch in der gleichen Zeit geschwankt haben, zu schildern, hat hier keinen Zweck. Ihr Ende fand sie in der Halle der doppelten Wahrheit, in der Osiris, unterstützt von 42 Beisassen, als Totenrichter thronte. Der schakalköpfige Anubis führte den Verstorbenen in den Saal ein, derselbe sprach ein längeres Gebet, in dem er 42 Vergehen aufführte, die er nicht begangen habe. Er habe nichts Schlechtes gegen die Menschen vollbracht, seine Mitmenschen nicht bedrückt, nichts Böses gethan, nichts verübt, was die Götter verabscheuen, den Sklaven nicht durch seinen Herrn schädigen lassen, Niemanden zum Hungern oder Weinen gebracht, weder selbst gemordet noch einen Mord befohlen, die Opferbrote weder verdorben noch vermindert, die Bekleidungen und Binden der Toten nicht geraubt, keinerlei unsittliche Handlung begangen, u. a. m.

War dies geschehen, so wurde die Wahrheit der Rede dadurch erprobt, daß Thoth, der Gott der Weisheit und Schrift, und Horus, der Sohn des Osiris, das Herz des Verstorbenen gegen die Wahrheit abwogen. Auf Grund des Ergebnisses dieser Handlung erfolgte der Urteilsspruch über den Toten. Wie es dem ungerecht Befundenen erging, darüber läßt sich das Totenbuch nicht weiter aus. Es spricht

von seiner Bestrafung, Vernichtung, von der drohenden Fresserin des Westlandes und ähnlichem, geht dabei aber nirgends in das Einzelne. Da man hoffte, daß der Inhaber der Totenbuchtexte solchem Schicksale entgehen würde, hat man diesbezügliche Schilderungen unterlassen und sich damit begnügt, nur das zu beschreiben, was man für ihn sich wünschte, den Aufenthalt im Reiche der Gerechten, der selig Gesprochenen, in den Gefilden Aalu oder Aaru.

Dies Gebiet war gestaltet wie unsere Erde und ähnelte am meisten dem Delta, an das auch sein Name erinnerte, denn aalu sind in erster Linie die auf sumpfigem Boden sprossenden Gewächse. Ein Nil floß in ihm, der sich in zahlreiche Arme spaltete und Inseln bildete, auf denen Tote und Götter hausten. Hier aßen die Verewigten und tranken, kämpften mit ihren Feinden, gingen auf die Jagd, erfreuten sich am Brettspiel, das sie mit ihren Genossen oder im Notfalle auch mit ihrer eigenen Seele spielten, opferten den Göttern, fuhren auf den Kanälen umher. Ihre Hauptbeschäftigung war der Ackerbau, dessen verschiedene Episoden die Bilder der Gefilde Aalu genau darstellen. Zuerst wird die Erde mit dem Pfluge aufgerissen, dann gesät, das Korn, das weit über Manneshöhe aufschießt, mit der Sichel geschnitten, Ochsen treten die Körner aus, diese werden von den Hülsen gesondert, zum Schlusse dem Gott des Niles, dem man in erster Reihe den Segen der Ernte verdankt, geopfert.

Diese Lehre, welche eine verhältnismäßig einfache ist und welche das Leben nach dem Tode ungefähr ebenso auffaßt, wie es das Leben auf Erden gewesen war, ist wohl eine der ältesten Jenseitsvorstellungen, die das ägyptische Volk kannte. Sie findet sich in ähnlicher Weise bei den allerverschiedensten Völkern wieder. Ihr zufolge behält der Mensch auch seine irdische Stellung bei. Wer hier in Ägypten herrschte, blieb ewig Herrscher, wer hier diente, ewig Diener. Allmählich hat sich aber doch auch in diesem Anschauungskreise der Wunsch Eingang verschafft, dem Toten ein besseres Loos zu bereiten, als es sein irdisches gewesen war. Magische Formeln sollten ihm dieses gewinnen, ihm die Möglichkeit gewähren, in den Gefilden Aalu ein glückliches, freies Leben zu führen, bedient von den Uschebti-Statuetten, die man ihm mitgegeben hatte. Und wenn es ihm dort nicht mehr gefiel, dann konnte er auf diese Erde zurückkehren und die Stätten besuchen, die ihm einst lieb und wert gewesen waren, in seinem Grabe vorübergehend Aufenthalt nehmen und hier Opfer in Empfang nehmen oder sonst sich auf Erden

ergehen. Oder er konnte sich in einen Reiher, eine Schwalbe, eine Schlange, ein Krokodil, einen Gott verwandeln, alle Gestalten annehmen, die er wollte.

Solche Verkörperung in verschiedenen Leibern ist in Ägypten nicht eine Seelenwanderung, wie in Indien, nicht dazu bestimmt, eine allmähliche Läuterung der Seele des Menschen zu erzielen. Sie ist hier ein Vorrecht, das dem selig befundenen, zaubererfahrenen Toten zu teil wird, das ihm die größtmögliche Beweglichkeit, die größtdenkbare Macht verschaffen soll, das den Verewigten mit einer die Welt durchdringenden Kraft ausstattet, ihn gelegentlich in allem und jedem sein lassen kann, ohne daß er darum im All aufginge und irgend etwas von seiner Individualität einbüßte.

Neben der Vorstellung von dem Toten, der persönlich nach Westen zog, läuft im Totenbuche und in den verwandten Texten seit den ältesten Zeiten eine andere, weit verwickeltere und ihr widersprechende unausgeglichen nebenher. Ihr zufolge war das Unsterbliche, welches mit dem als Mumie in das Grab gesenkten Körper den irdischen Menschen gebildet hatte, kein einheitliches Wesen, wie dies die meisten Völker angenommen haben, sondern aus verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzt. Diese einzelnen Teile, deren Zahl in den ägyptischen Anschauungen sehr häufig gewechselt hat, hatten im Körper vereint sich aufgehalten; im Augenblicke des Todes verließen sie denselben und suchten jeder für sich den Weg in das Jenseits zu finden. Man hat die Lehre dann der eben dargelegten üblichen von den Gefilden Aalu dadurch angegliedert, daß man sich die Teile nach der Gerichtsscene im Toten wieder vereinigen ließ, so daß in ihm der irdische Mensch in Fleisch, Blut und Seele wieder erstand, der fortan in den Gefilden der Seligen weilen sollte. Im allgemeinen aber behandeln diese Texte die einzelnen Seelenteile als völlig selbständige Wesen, und diese haben für die ägyptische Auffassung des Jenseits derartige Wichtigkeit besessen, daß an dieser Stelle wenigstens der wichtigsten unter ihnen in Kürze gedacht werden muß.

Der bekannteste Seelenteil ist der Ka, eine Gestalt, die dem Menschen vollkommen gleich ist, mit ihm geboren wird und bei dem Sterblichen bleibt bis er verscheidet. Nur bei dem Könige ist es anders. Seinem Ka wird ein gewisser Sonderbestand zugeschrieben, in den Reliefs steht er in Gestalt eines kleinen Mannes hinter dem Herrscher und es kommt vor, daß der König seinem eigenen Ka anbetend und opfernd naht und sich von ihm Wohlfahrt, Heil und

Macht versprechen läßt. Ein entsprechendes Verhältnis bestand vermutlich bei den Göttern, die gleichfalls einen Ka besaßen, denn hier ist beispielsweise der große Tempel zu Memphis nicht die Behausung des Gottes Ptah schlechthin, sondern wird als Burg des Ka des Ptah bezeichnet. — Im Augenblicke des Todes trennt sich der Ka von dem Menschen und wird nunmehr dessen eigentliches Ich. An ihn richten sich die Totengebete, denn er braucht Speise und Trank, er weilt im Jenseits, ohne daß es ihm freilich benommen wäre, gelegentlich in das Grab zurückzukehren, der „in seinem Sarge lebende Ka" zu werden und hier mit der Mumie vereint eine Zeitlang zu verweilen.

Entstanden ist der Glaube an dieses Doppeltsein des Menschen wohl durch das Traumbild. Man konnte bei Lebzeiten den Menschen im Schlafe in leiblicher Gestalt vor sich sehen, auch wenn deren Träger in der Ferne weilte, und gleiches Bild konnte nach dem Tode des Menschen sich zeigen. Andererseits ist es klar, daß der Ka in seinem Gedankeninhalte mit dem Osiris des Toten sich vielfach berührt und liegt daher die Vermutung sehr nahe, daß in der üblichen ägyptischen Religionsform zwei Glaubenskreise zusammen gewachsen sind, deren einer den unsterblichen Doppelgänger als Osiris bezeichnete, während ihn der andere Ka nannte. Eine dritte Gestaltung, welche mit diesen beiden große Ähnlichkeit besessen zu haben scheint, spielt am Anfange des neuen Reiches, insbesondere in Theben, eine Rolle, es ist der Chu oder Achu, eigentlich „der Leuchtende" oder der Chu aker „der vollkommen Leuchtende" des Toten. Er wird gelegentlich göttlich verehrt, an andern Stellen wenden sich Totengebete an ihn und wie man in Vermischung zweier ursprünglich gesonderter Begriffe bisweilen von dem Ka des Osiris des Verewigten spricht, so konnte man auch den Ka seines Chu anrufen.

Daß das Gedankenbild des Menschen auf den Glauben an den Ka einwirkte, bezw. ihn hervorrief, dafür spricht der Umstand, daß man ihn zeitweise dem Namen gleichsetzte. Auch dieser, auf dessen Wichtigkeit bereits hinzuweisen war, ward häufig als ein unsterblicher Bestandteil des Menschen aufgefaßt und besaß eine selbständige Persönlichkeit. — Ein weiterer Seelenteil, der Ba, hatte die Gestalt eines menschenköpfigen Vogels, der, wie wir sahen, auch allein die Seele des Menschen bilden kann. Ihn stellt man häufig dar, wie er die Mumie besucht, mit seinen menschlichen Armen streichelt oder zu ihr in das Grab hinabfliegt, um sie mit Speise und Trank zu erfreuen.

Etwas seltener erscheinen in den Texten als selbständige Seelen des Toten der Sahu, der die Gestalt eines in Mumienbinden eingewickelten Menschen hat; der meist als großer Fächer abgebildete Chaibt, der Schatten, den der Mensch bei Lebzeiten geworfen hatte und der, wie der Schatten Peter Schlemihl's in Chamisso's Erzählung, eigene Realität besaß; und endlich der Sechem, die „ehrwürdige Gestalt", eine mehr verklärte, aber doch dem Menschen gleichgebliebene Verkörperung seiner äußeren Erscheinung. Auch diese drei Seelenteile ähneln dem Osiris, bezw. dem Ka, so stark, daß sie wohl aus anderen parallel laufenden Glaubenskreisen in die Osirisreligion übernommen worden sind. Hierfür spricht es auch, daß sie zwar vielfach genannt werden, daß man aber nichts genaueres von ihnen zu sagen, ihnen keine scharf umgrenzte Bedeutung zu geben weiß.

Weit wichtiger als sie ist in den religiösen Texten das ab, „das Herz" des Menschen. Das Herz gilt dem Ägypter im allgemeinen als der Sitz des Lebens. Wollte demnach der Tote auferstehn und weiter leben, so mußte er sich in den Besitz des dazu unbedingt erforderlichen Organs setzen. Im Anschlusse an diese Vorstellung entwickelte man eine in sich abgeschlossene Lehre über die Wanderung des Herzens, das beim Tode den Menschen verlassen hatte, in das Jenseits, und über die Art, in welcher der Tote ihm wieder begegnete und sich von neuem mit ihm zu vereinigen verstand. Die hierbei vorausgesetzte zeitweise Trennung des Lebensorgans von dem Körper verursachte dem denkenden Ägypter jedoch eine große Schwierigkeit. Hatte ihn das Herz verlassen, so war dem Körper und damit auch der ihm gleich gedachten Gestalt des Osiris das Leben unmöglich gemacht. Um dies zu vermeiden, entschloß man sich der Mumie ein künstliches Herz zu geben, welches als Ersatz für das leibliche zu dienen hatte. Solche Rolle spielen Rollkiesel von brauner Färbung, oder später kleine Bilder des Gefäßes, in welches man bei der Einbalsamierung das dem Körper entnommene Herz zu legen pflegte, oder auch große, unten abgeflachte Bildnisse eines Skarabäus-Käfers, des Tieres, welches im Nilthale stets das Werden und Sein zu versinnbildlichen berufen war. Den durch magische Formeln beseelten Herzensvertreter legte man in der Mumie an die Stelle des wirklichen Organs, und hoffte auf solche Weise dem Körper Wärme und Existenzfähigkeit gegeben zu haben. Die betreffenden Zauberworte schrieb man gelegentlich auf den Herzensskarabäus selbst oder nahm sie auch in die religiösen Formelsammlungen zum beliebigen Gebrauche für den Osiris auf.

Andere unbedeutendere Teile der Seele können hier übergangen werden. Das Besprochene zeigt in genügender Klarheit, daß zahlreiche, ursprünglich selbständige Lehren hier zusammengeflossen sind, um das zu bilden, was in dem Totenbuche und den verwandten Texten als Unsterblichkeitslehre auftritt. Festhaltend an allem dem, was er von seinen Vätern ererbt hatte, hat der alte Ägypter zwar eine Unzahl religiöser Vorstellungen besessen, eine einheitliche Religion aber niemals entwickelt. Wie es ihm möglich war, die verschiedenen Lehren gleichzeitig zu glauben, anzunehmen, er werde nach dem Tode in dem fast stets dunkeln Reiche der Unterwelt weilen, mit der Sonne am Himmel kreisen, in den Gefilden der Seligen das Feld bestellen; seine Seele werde als Vogel zum Himmel auffliegen, als Ganzes in menschlicher Gestalt zu Fuß nach Westen ziehn, sich in die verschiedenen Bestandteile ihres unsterblichen Ichs zerlegen, wie er das vermochte, diese Frage läßt sich nicht lösen. Die Forschung unserer Tage kann hier nur die Thatsache feststellen, daß diese Vorstellungen alle vorhanden waren und als gleichberechtigt galten. Sie muß dies thun, auf die Gefahr hin, daß dadurch die von den Schriftstellern des klassischen Altertumes hoch gepriesene Weisheit der alten Ägypter auf diesem spekulativ-religiösen Gebiete in einem wenig günstigen Lichte erscheint. Ihr Jenseitsglaube ergiebt sich aus ihren eigenen Aufzeichnungen als ein sonderbares Gemisch philosophischer Ideen und der ursprünglichsten Gedankengänge noch unentwickelter Naturvölker.

Inhalt.

---

2. Jahrgang. | Der alte Orient. | Heft 3.

Preis des Jahrganges (4 Hefte) 2 M., geb. 3 M.

Gemeinverständliche Darstellungen herausgegeben von der Vorderasiatischen Gesellschaft.

Einzelpreis jedes Heftes 60 Pfennig.

Biblische und babylonische Urgeschichte

von

Dr. Heinrich Zimmern
ord. Professor an der Universität Leipzig

Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1901

Die Vorderasiatische Gesellschaft

bezweckt die Förderung der vorderasiatischen Studien auf Grund der Denkmäler. Sie giebt wissenschaftliche „Mitteilungen" und gemeinverständliche „Darstellungen" heraus. Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 10 Mark.

Die „Mitteilungen" (Verlag von W. Peiser in Berlin) erscheinen in zwanglosen Heften, für Mitglieder unberechnet, Jahrespreis für Nicht-Mitglieder seit 1898 15 Mark.

1. Jahrgang (1896) 12 M.; 2. Jahrgang (1897) 24,50 M.; 3. Jahrgang (1898) 15 M.; 4. Jahrgang (1899) 15 M.; 5. Jahrgang (1900) Heft 1: W. Max Müller, Studien zur vorderasiatischen Geschichte: Heft 2: F. E. Peiser, Studien zur orientalischen Altertumskunde: Heft 3: (Hethitische Inschriften enthaltend) unter der Presse.

Die „Darstellungen" führen den Haupttitel **„Der alte Orient"** (Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig); jährlich erscheinen 4 Hefte zu je 2 Bogen. Preis eines Heftes 60 Pf.; eines Jahrgangs 2 M., geb. 3 M. Für Mitglieder der Gesellschaft Vorzugspreise laut Bekanntmachung in den geschäftlichen Mitteilungen 1899, II.

Der erste Jahrgang enthielt:

1. Hugo Winckler, Die Völker Vorderasiens.
2. Carl Niebuhr, Die Amarna-Zeit. Ägypten und Vorderasien um 1400 v. Chr. nach dem Thontafelfunde von El-Amarna.
3. Alfred Jeremias, Hölle und Paradies bei den Babyloniern.
4. Adolf Billerbeck, Der Festungsbau im alten Orient. Mit 7 Abbildungen.

Der zweite Jahrgang:

1. Hugo Winckler, Die politische Entwickelung Babyloniens und Assyriens.
2. Alfred Wiedemann, Die Toten und ihre Reiche im Glauben der alten Ägypter.

Heft 4 wird demnächst erscheinen und enthalten:

Georg Steindorff, Die Anfänge der ägyptischen Geschichte.

Biblische und babylonische Urgeschichte

von

Dr. Heinrich Zimmern
ord. Professor an der Universität Leipzig

Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1901

Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

2. Jahrgang, Heft 3.

Biblische und babylonische Urgeschichte.*)

Seit jeher haben gerade die biblischen Erzählungen über die Urzeit ein besonderes Interesse hervorgerufen, namentlich auch, insofern diese sog. biblische Urgeschichte der Gegenstand vieler und heftiger Kontroversen geworden ist, die um das Thema „Bibel und Naturwissenschaft" geführt wurden. Gegenwärtig freilich wogt dieser Streit lange nicht mehr mit der gleichen Heftigkeit, wie noch vor einigen Jahrzehnten. Ja, man kann sogar sagen, daß er in den Kreisen der strengwissenschaftlichen Forschung überhaupt nicht mehr besteht. Der Grund für diese auffällige Erscheinung liegt darin, daß man erkannt hat, daß die Gegenüberstellung „Bibel und Naturwissenschaft" von vornherein verkehrt war, daß vielmehr die biblischen Aussagen speziell über die Weltschöpfung überhaupt nicht vor das Forum der exakten naturwissenschaftlichen Forschung gehören, und daß andererseits gewisse wirkliche oder vermeintliche Resultate der Naturforschung über den letzten Ursprung der Dinge mit wirklichen religiösen Interessen nicht kollidieren.

Für diesen Umschwung in den Anschauungen war von wesentlichem Einfluß, daß die unhistorische Vorstellung über die Entstehung der biblischen Bücher, wie sie früher auch in wissenschaftlichen Kreisen weit verbreitet war, im Laufe der letzten Jahrzehnte endgültig gefallen ist. Denn an Stelle der früher vorherrschenden mechanischen Inspirationstheorie ist jetzt fast überall eine mehr historische Auffassung über das Zustandekommen der biblischen Schriften getreten.

Das ist natürlich auch für die Auffassung der urgeschichtlichen

*) Die folgenden Ausführungen wurden vom Verf. im Frühjahr 1900 in weiterem Kreise, im Humboldt-Verein für Volksbildung in Breslau, vorgetragen. Abgesehen von einigen stilistischen Änderungen und einigen Kürzungen erscheinen diese Vorträge hier im Drucke so, wie sie damals gehalten wurden.

Erzählungen der Bibel von entscheidender Bedeutung geworden. Hatte man früher sich die Sache so vorgestellt, daß wir in den ersten Kapiteln der Bibel eine auf göttliche Offenbarung zurückgehende Niederschrift Moses' über die Anfänge der Welt und der Menschheit vor uns haben, so wissen wir jetzt vielmehr, daß dieselben den Eingang eines großen Sammelwerkes bilden, das sich, wie so häufig im Altertum, nur an den Namen eines berühmten Mannes der Vorzeit, in diesem Falle an den des Moses, knüpfte, in Wirklichkeit aber aus sehr verschiedenartigen, älteren und jüngeren Quellenschriften entstanden und erst in der Zeit nach dem babylonischen Exil in diejenige endgültige Form gebracht worden ist, in der es jetzt vorliegt.

Damit haben sich nun für die sog. biblische Urgeschichte ganz neue Probleme ergeben, Probleme, die für die ältere Auffassung überhaupt gar nicht bestehen konnten. Ich meine, Fragen, wie diese: Wie sind diese biblischen Erzählungen über die Urzeit zu verstehen? Haben wir, wenigstens bei der Erzählung von der Sintflut, irgendwelche Spuren einer Erinnerung an vorgefallene Ereignisse anzunehmen? Oder haben wir auch bei der Sintflut, wie jedenfalls bei der Schöpfung und beim Paradies, vielmehr einen wundervollen Mythus, aber ohne geschichtlichen Kern, vor uns? Ferner: Wie sind diese Mythen entstanden? Welches ist ihr letzter Sinn? Haben wir sie in ihrer ursprünglichen Form vor uns, oder erst in späteren Umformungen und Ausgestaltungen? Endlich: Sind diese Mythen über die Urzeit in Israel einheimisch? Oder sind sie erst von auswärts zu den Israeliten gekommen? Und woher in diesem Falle?

Diese Fragen können schon vielfach durch ein genaues Studium des Alten Testamentes allein bis zu einem gewissen Grade beantwortet werden; und dies ist auch bereits von seiten der alttestamentlichen Forschung in weitem Umfange geschehen. Doch haben uns die letzten Jahrzehnte noch ein weiteres, außerhalb des Alten Testamentes liegendes, äußerst wichtiges Hülfsmittel zur Beantwortung dieser Fragen an die Hand gegeben: Als eines der Resultate der Ausgrabungen in Babylonien und Assyrien ist zur biblischen die babylonische Urgeschichte hinzugetreten. In der in den Ruinen von Ninive zum Vorschein gekommenen Thontafelbibliothek des letzten bedeutenden Assyrerkönigs Assurbanipal, des Sardanapals der Griechen, aus dem 7. Jahrhundert v. Chr. Geb., fand sich nämlich neben anderen zahlreichen in Keilschrift geschriebenen Resten der baby-

lonisch-assyrischen Litteratur auch eine größere Anzahl von Tafeln, welche den Schöpfungs- und Sintflutmythus der Babylonier enthalten. Dazu ist neuerdings durch einen in Ägypten gemachten Fund von babylonischen Thontafeln ein schon aus dem 15. vorchristlichen Jahrhundert stammender, jetzt in den Königlichen Museen zu Berlin befindlicher Keilschrifttext getreten, der einen mit der biblischen Paradieseserzählung verwandten Inhalt hat. Und in allerneuster Zeit ist in der Nähe von Babylon selbst eine Keilschrifttafel gefunden worden, die bereits aus dem 21. Jahrhundert v. Chr. Geb. stammt und ebenfalls schon den babylonischen Sintflutmythus betrifft.

Ist nun schon die Thatsache an und für sich für das Verständnis der biblischen urgeschichtlichen Traditionen von Bedeutung, daß wir hier mit Hülfe der Ausgrabungen parallele Traditionen neu gewonnen haben, die von einem den Israeliten benachbarten Lande stammen, so kommt noch hinzu, daß dieses Land gerade Babylonien ist: Babylonien, das, wie wir jetzt immer klarer sehen können, von den ältesten Zeiten der beginnenden Geschichte bis zur Zeit der Perserkönige und noch weiterhin nicht allein politisch, sondern vor allem auch kulturell den allergrößten Einfluß auf die Entwickelung des gesamten Gebietes von Vorderasien ausgeübt hat; dessen Hauptstadt Babylon Jahrtausende hindurch den Brennpunkt und die Zentrale bildete für Handel und Industrie des vorderen Orients, zugleich aber auch das Zentrum war für Kunst, Wissenschaft und Litteratur. Von diesem Gesichtspunkte aus ist es zwar schon von vornherein wahrscheinlich, daß nicht in dem kleinen, relativ unbedeutendem Lande Israel, sondern in der großen Zentrale Babylon die Gedanken zuerst zum Ausdruck gekommen sind, die den Ursprung der Welt und der Menschheit zu ergründen suchen. Doch wollen wir diese Frage nach der Herkunft der biblischen Urgeschichte nicht etwa hier von vornherein auf Grund solcher mehr allgemeiner Erwägungen entscheiden, sondern uns erst das beiderseitig in Betracht kommende Material genauer ansehen, ehe wir ein endgültiges Urteil fällen.

Hierbei darf ich ja die biblische Urgeschichte, speziell die

Schöpfung,

die uns zunächst beschäftigen soll, im allgemeinen als bekannt voraussetzen. Immerhin möchte es sich doch empfehlen, wenigstens die Hauptpunkte, auf die es hier ankommt, in kurzen Worten zu

rekapitulieren und dabei zugleich auch auf die Eigenart der Quellenschriften aufmerksam zu machen, welchen der betreffende Bericht angehört. Da haben wir zunächst im ersten Kapitel des sog. ersten Buches Moses oder der Genesis den bekannten Schöpfungsbericht vor uns, der in feierlich einfachen und von einer erhabenen Gottesvorstellung durchdrungenen Worten die Erschaffung von Himmel und Erde durch das allmächtige Schöpferwort Gottes schildert, allerdings auch in Worten, die vielfach mehr auf priesterliche Gelehrsamkeit und abstraktes Denken als auf unmittelbares frisches Empfinden der Volksseele hinweisen. Wir hören hier zuerst von dem Zustande des Chaos, in dem sich das All befindet, ehe der Schöpfergott Ordnung schafft. Charakteristisch ist für diesen Anfangszustand des Chaos, daß derselbe Finsternis und Wasser zu seinen Haupterscheinungsformen hat. Tehom nennt der Hebräer an dieser Stelle und anderwärts diesen Urozean, mit einem Ausdrucke, der uns auch im babylonischen Schöpfungsmythus in der Form Tihamat sofort wieder begegnen wird. In dieses finstere Chaos bringt der Schöpfergott am ersten Schöpfungstage zuvörderst Licht. — Darnach scheidet er das Urwasser, das eine einzige Masse bildet, in zwei Hälften, die fortan durch die Himmelsfeste getrennt werden. Wie das gemeint ist, können wir nur dann richtig verstehen, wenn wir uns gegenwärtig halten, daß im Altertum die Vorstellung weit verbreitet war, wie hier auf Erden unter dem Himmel, so gäbe es auch oberhalb des Himmelsgewölbes, das man sich als wirklich festes Gewölbe dachte, einen Ozean, den Himmelsozean. Diese beiden Ozeane, der irdische, die Wasser unterhalb der Feste, und der himmlische, die Wasser oberhalb der Feste, werden nach dem Berichte von Gen. 1 von Gott am zweiten Schöpfungstage voneinander getrennt, und damit wird der sichtbare Himmel geschaffen. — Es folgt am dritten Tage die Schöpfung der Erde dadurch, daß dieselbe aus den Wassern emportaucht. Die Erde bekleidet sich auf den Befehl Gottes alsbald mit Pflanzenwuchs. — Der vierte Tag bringt die Schöpfung der Himmelskörper, Sonne, Mond und Sterne. Dabei ist beachtenswert, wie mit besonderem Nachdruck von der Herrschaft der Sonne und des Mondes gesprochen wird. Es weist dies zurück auf eine Anschauungsweise, für welche Sonne und Mond mehr waren als bloße Leuchten am Himmel; mit andern Worten, auf Kreise, in welchen die Verehrung der Himmelskörper eine große Rolle spielte, in denen die Religion in erster Linie Astral-Religion war. — Der fünfte Tag bringt die Erschaffung der Fische und

Vögel; der sechste endlich die der Landtiere und als krönenden Abschluß die Schöpfung des Menschen. — Die ganze Schöpferthätigkeit Gottes ist eingefaßt in den Zeitraum der siebentägigen Woche, in der Gott, ganz wie der Mensch, sechs Tage arbeitet, um dann am siebenten, dem Sabbathtage, von seiner Arbeit auszuruhen.

Dieser Schöpfungsbericht in Gen. 1 rührt in der Form, wie er uns jetzt vorliegt, erst aus sehr später Zeit her. Denn er gehört derjenigen Quelle des „die 5 Bücher Mose" umfassenden großen Sammelwerkes an, die erst in oder nach dem babylonischen Exil, also frühestens im 6. vorchristlichen Jahrhundert, in gelehrten jüdischen Priesterkreisen zur Niederschrift gekommen ist. Daher der im allgemeinen streng monotheistische, den Anschauungen der späteren Zeit entsprechende Zug, der durch das ganze Kapitel geht. Daher auch die etwas nüchterne, den gelehrten Verfasser verratende Art, wie in peinlicher, fast ans Pedantische streifender Weise die einzelnen Kategorien der Pflanzen und Lebewesen unterschieden werden: jegliches nach seiner Art, ein Ausdruck, der sich gegen zehnmal im Kapitel wiederholt. Dazu die rein prosaische Form, in der das Ganze abgefaßt ist. So schreibt nicht der Volksmann, der in der Blütezeit des Volkslebens dem frischen Hauche der Volksseele in poetischer Form Ausdruck zu verleihen versteht. So schreibt vielmehr der Gelehrte einer Epigonenzeit, der in seiner Studierstube ängstlich bemüht ist, seinen Gegenstand ja auch nach allen Seiten hin gründlich und erschöpfend zu behandeln.

Und doch, wie viele uralte Züge weist trotz alledem dieses späte schriftstellerische Erzeugnis noch auf: Das Chaos, das Tohuwa-Bohu, mit der Finsternis auf der Tiefe, der Tehom; der Geist Gottes schwebend, oder wie es wörtlich heißt, brütend auf dem Wasser; die Himmelsfeste mit dem Himmelsozean darüber, und dem irdischen Ozean darunter; die Herrschaft der Himmelskörper; die Vorstellung von andern göttlichen Wesen neben dem Schöpfergotte, wenn dieser spricht: „Lasset uns Menschen machen nach unserm Bilde"; sowie die geradezu auch in der Form dichterisch gehaltene Ausdrucksweise bei der Menschenschöpfung:

„Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, nach dem Bilde Gottes schuf er ihn".

Solche Züge sind gewiß nicht das Eigentum des gelehrten priesterlichen Verfassers in der Exilszeit; sie gehören vielmehr sicherlich der guten alten israelitischen Volkstradition an, in der demnach eine ähnliche Erzählung, wie diese in Gen. 1, über den Hergang

der Weltschöpfung in Umlauf gewesen sein muß, aber selbstverständlich in weit urwüchsigerer Form, als Gen. 1 sie jetzt zeigt.

Sehen wir zu, ob es gelingt, aus anderen Stellen des Alten Testaments, an denen von der Weltschöpfung die Rede ist, diese ältere israelitische Rezension des Schöpfungsberichtes Gen. 1 bis zu einem gewissen Grade zu rekonstruieren.*) Es kommt hier vor allem eine Reihe von Stellen der poetischen Bücher des Alten Testamentes in Betracht, an denen die Rede ist von einem Kampfe Jahves mit einem mythischen Wesen, einer Personifikation des Urmeeres. Der Name dieses Wesens wechselt; bald tritt es auf als Rahab, bald als Leviathan, oder als Drache, Schlange, auch einfach als das Meer, speziell als das persönlich gedachte Urmeer, die Tehom. Ebenso variieren die einzelnen Züge dieser mythologischen Vorstellung. Dagegen geht der eine Hauptgedanke überall mehr oder weniger hindurch, daß Gott, Jahve, im Uranfange einen Kampf mit einem feindlichen Wesen zu bestehen hatte, das die Urflut personifiziert, und daß auf diesen Kampf die Schöpfung von Himmel und Erde durch Jahve erfolgt sei. Ich führe nun einige der hauptsächlichsten hierfür in Betracht kommende Stellen an.

In Psalm 89 besingt der Dichter die Schöpferthätigkeit Jahves mit den Worten:

Du bleibst Herrscher, wenn das Meer sich empört,
Wenn seine Wogen tosen, du beschwichtigst sie.
Du hast geschändet wie ein Aas Rahab,
Mit starkem Arm deine Feinde zerstreut.
Dein ist der Himmel, dein die Erde,
Die Welt und was sie füllt, du hast sie gegründet.
Nord und Süd, du hast sie geschaffen.

Also Überwältigung Rahabs und Schöpfung von Himmel und Erde durch Jahve in unmittelbarer Verbindung. Und zwar geht die Bewältigung Rahabs der Schöpfung von Himmel und Erde voraus. Denn zuerst ist von der Erlegung Rahabs die Rede. Darauf folgt erst der Hinweis auf die Schöpfung. In dem Kampfe gegen Jahve scheinen Rahab Helfershelfer zur Seite gestanden zu haben. Denn neben Rahab selbst ist die Rede von Feinden, die Jahve mit starkem Arm zerstreut hat. Jedoch nur zerstreut, nicht getötet. Die Helfershelfer werden anscheinend glimpflicher behandelt, als Rahab selbst; sie werden nur in die Flucht geschlagen, während

*) Das Folgende in enger Anlehnung an Gunkel, Schöpfung und Chaos in Urzeit und Endzeit. Göttingen 1895.

Rahab selbst getötet wird; und letzterer wird nicht nur einfach getötet, sondern mit dem Leichnam Rahabs wird noch etwas ihn besonders schändendes vorgenommen. Wir werden später noch genauer sehen, was mit dem Leichnam Rahabs geschieht.

Im Buche Jesajas, Kap. 51, wird zur Befreiung Israels eine Machtthat Jahves herbeigewünscht, wie in den Tagen der Vorzeit:

Auf, auf, wappne dich mit Kraft, Arm Jahves!
Auf, wie in den Tagen der Vorzeit, den Geschlechtern der Urzeit!
Bist du's nicht, der Rahab zerschmetterte, den Drachen schändete,
Bist du's nicht, der das Meer austrocknete, die Wasser der großen Tehom,
Der Meerestiefen zum Wege machte, daß hindurchzogen die Erlösten.

Hier denkt zwar, wie die letzten Worte zeigen, der Dichter sicher auch an den Durchzug durchs rote Meer beim Auszug aus Ägypten. Aber ebenso sicher ist, daß wir damit allein nicht auskommen, um den Wortlaut der Stelle ganz zu verstehen. Vielmehr liegt die Sache so, daß die Zerschmetterung Rahabs und die Schändung des Drachen, von der hier die Rede ist, ursprünglich wiederum von dem Kampfe Jahves mit Rahab vor der Weltschöpfung gemeint und erst sekundär auf den Durchzug der Israeliten durchs rote Meer übertragen ist.

Hierher gehört ferner die Stelle aus Hiob, Kap. 26, wo es von Gott heißt:

Mit seiner Macht hat er das Meer beruhigt,
Mit seinem Verstande Rahab zerschmettert ....
Seine Hand schändete die gewundene Schlange.

und aus Hiob, Kap. 9, wo der Dichter von gewaltigen Wesen, Helfern Rahabs spricht, die sich einst unter dem Zorne Gottes krümmten.

Die Rolle, welche an den genannten Stellen Rahab spielt, nimmt an andern Leviathan ein. So in Psalm 74:

Du, Jahve, bist doch mein König von jeher,
Der Heilsthaten thut mitten auf Erden!
Du hast gespalten machtvoll das Meer;
Hast zerbrochen die Häupter der Drachen im Wasser.
Du hast zerschlagen die Häupter Leviathans;
Gabst ihn zum Fraß, zur Speise den Schakalen ....
Dein ist der Tag, und dein die Nacht;
Du hast befestigt Mond und Sonne.
Du hast eingesetzt alle Gewalten der Erde;
Sommer und Winter, du hast sie gebildet.

Also wiederum die gleiche Verbindung der Drachentötung mit der Weltschöpfung.

Diese und eine Reihe weiterer Stellen des Alten Testaments lehren unzweideutig, daß in Israel die Erzählung von der Weltschöpfung sehr lebendig auch in einer Form bekannt war, bei welcher der eigentlichen Schöpfung ein Kampf Jahves mit dem als Drache gedachten personifizierten Urmeer, der Tehom, vorausging. Und zwar ist diese Form, Schöpfung mit vorausgehendem Drachenkampf, selbstverständlich die ursprünglichere, weil urwüchsigere, mögen auch die Stellen, an welchen dieselbe begegnet, litterarisch zum Teil recht spät fallen. Hier, in diesen Anspielungen der poetischen Bücher, haben wir noch in dichterischer Form die frischen Farben eines mythologischen Bildes: Jahve zieht aus zum Kampf gegen den Drachen und dessen Helfershelfer, zerschmettert mit dem Schwert in seiner Hand das Haupt des Drachen, nach einer Variante des Mythus sogar die Häupter des Drachen, der demnach offenbar auch als mehrköpfig vorgestellt wurde. Während der Drache selbst von Jahve zerschmettert wird, fallen seine Helfer vor Furcht Jahve zu Füßen. Mit der Tötung des Drachen, der Spaltung der Urflut, der Tehom, beginnt Jahve seine Thätigkeit als Schöpfer der Welt. Wir sind darum berechtigt, für das israelitische Altertum geradezu von einem Jahve-Tehom-Mythus, wie wir die Sache der Kürze halber nennen können, vor und in Verbindung mit der Weltschöpfung zu reden.

Von alledem lesen wir in Gen. 1 nichts Ausdrückliches mehr. In den priesterlichen Kreisen, aus denen Gen. 1 in seiner jetzigen Form hervorgegangen ist, konnte man eben die ausführliche Wiedergabe einer so krassen mythologischen Vorstellung, wie der Kampf Jahves mit der Tehom, nicht mehr ertragen. Dazu waren die religiösen Anschauungen in dieser Zeit und in diesen Kreisen eben doch schon zu sehr geläutert. Insofern können wir auch mit Recht sagen, daß Gen. 1 hinsichtlich seines *religiösen* Wertes eine ungleich höhere Stufe einnimmt, als jene anderen Stellen des Alten Testamentes, an denen von der Weltschöpfung in der Form des Jahve-Tehom-Mythus die Rede ist. Aber rein *historisch* betrachtet ist für uns diese letztere Form in mancher Hinsicht wertvoller, weil sie uns die ursprünglichere israelitische Vorstellung zeigt. Denn in Wirklichkeit liegt die Sache so: Gen. 1 hat jenen altisraelitischen Jahve-Tehom-Schöpfungsmythus zur Grundlage. Darum auch die mancherlei recht altertümlichen Züge, die wir trotz des im übrigen recht späten Gewandes in Gen. 1 bemerken konnten. Es bietet uns aber den alten Mythus in einer Form, in welcher alle diejenigen Punkte nach Möglichkeit ausgeschieden sind, die sich mit

der reineren Gottesvorstellung dieser späteren Zeit nicht mehr vertrugen. So mußte vor allem gleich zu Eingang der Kampf Jahves mit der drachengestaltigen Tehom unterdrückt werden. Vollständig ist diese Unterdrückung aber doch nicht gelungen. In der Nennung der Tehom und in dem Bericht von der Spaltung derselben in die oberen und unteren Wasser hat sich eine zwar leise, aber doch noch sicher genug zu erkennende Spur des ursprünglichen Thatbestandes erhalten.

Richten wir nun, nachdem wir den biblischen Schöpfungsbericht von Gen. 1 in seiner jüngeren und seiner älteren Gestalt an uns haben vorüberziehen lassen, unseren Blick auf den babylonischen Schöpfungsmythus. Schon vor der Wiederentdeckung des babylonischen Altertums durch die Ausgrabungen des letzten halben Jahrhunderts wußten wir durch Nachrichten bei griechischen Schriftstellern von einem eigentümlichen Schöpfungsberichte der Babylonier. Die betreffenden Nachrichten, wie sie sich namentlich bei dem Kirchenvater Eusebius finden, gehen zurück auf das Werk eines babylonischen Priesters Berossus, der um das Jahr 300 v. Chr. Geb. in griechischer Sprache drei Bücher über sein Heimatsland Babylonien schrieb, die später leider verloren gegangen sind, so daß wir nur das davon besitzen, was sich in gelegentlichen Auszügen bei Eusebius, Josephus u. a. daraus findet. Der Babylonier Berossus erzählt also nach Eusebius:

Es habe eine Zeit gegeben, in welcher das All Finsternis und Wasser gewesen sei. Darin seien wunderbare Wesen von eigenartiger Gestalt entstanden. Denn da habe es Menschen mit zwei Flügeln gegeben, einige auch mit vier Flügeln und zwei Gesichtern u. s. w. (Folgt eine weitere ausführliche Schilderung der Chaoswesen.) Über sie alle aber habe ein Weib mit Namen Thamte, d. h. Meer, geherrscht. Bei diesem Zustande des Alls sei Bel erschienen, habe das Weib mitten entzwei gespalten, aus der einen Hälfte von ihr die Erde, aus der andern den Himmel gemacht und die Lebewesen, die bei ihr waren, vertilgt. Als nun Bel das Land unbewohnt und fruchtlos sah, habe er befohlen, einem der Götter den Kopf abzuhauen, mit dem herabfließenden Blute die Erde zu vermischen und so Menschen und Tiere zu bilden. Es habe aber Bel auch die Sterne, Sonne und Mond und die fünf Planeten geschaffen.

Dieser in kurzem Auszuge erhaltene Bericht des Berossus hat seine volle Bestätigung gefunden durch das keilschriftliche babylonische Schöpfungsepos aus der erwähnten Thontafelbibliothek Assurbanipal-Sardanapals. Zwar klafft bis jetzt leider immer noch eine erhebliche Anzahl von Lücken in dem zur Zeit uns vorliegenden Texte; immerhin können wir doch auch jetzt schon in der Hauptsache den Zusammenhang des Ganzen erkennen. Die Form

ist, wie es für einen derartigen Mythus nicht anders zu erwarten steht, die poetische, der Stil des Epos.

Das babylonische Schöpfungsepos beginnt:

Einst, als droben der Himmel nicht benannt war,
Drunten die Erde keinen Namen trug,
Als noch der Ozean, der uranfängliche, ihr Erzeuger,
Der Urgrund Tihamat, ihrer Aller Mutter,
Ihre Wasser in eins zusammen mischten ....
Da entstanden die ersten Götter.

Mit andern Worten: Im Uranfange, vor der Erschaffung von Himmel und Erde, war nur die Urflut vorhanden, die personifiziert als männliches und weibliches Wesen gedacht wurde. Letzteres führt den Namen Tihamat, derselbe Name wie die biblische Tehom, nur in der speziell babylonischen Form des Wortes. Es ist nun weiterhin ausführlich von der Entstehung der Götterwelt die Rede. Insbesondere war die Geburt des nachherigen Schöpfergottes Marduk hervorgehoben. Es ist dies der Merodach der Bibel, der Stadtgott von Babylon, der als Beinamen den Titel Bel, der Herr, führte, darum diesen Namen Bel geradezu auch als Eigennamen erhielt. So nennt ihn Berossus durchweg Bel. So ist er uns auch aus dem Alten Testament bekannt, speziell auch aus der apokryphen Schrift des Alten Testaments, die den Namen führt: Vom Bel zu Babel.

In diese neuentstandene Götterwelt kommt aber alsbald ein Riß, dadurch hervorgerufen, daß Tihamat, die Mutter der Götter, unzufrieden mit dem neuen Zustande der Dinge, sich gegen die oberen Götter empört und einen Teil derselben auf ihre Seite zieht. Auch erschafft sie eigens ungeheuerliche Wesen, welche ihr als Helfer im Kampfe dienen sollen. Diese Auflehnung Tihamats erfordert Rache von seiten der oberen Götterwelt. Aber keiner der Götter wagt es, den Kampf gegen Tihamat aufzunehmen, bis endlich Marduk-Merodach sich dazu erbietet, unter der Bedingung, daß ihm nach der Besiegung Tihamats die Königsherrschaft über das Weltall zu Teil werde. In feierlicher Götterversammlung wird ihm dies mit den Worten zugesichert:

Marduk, du seist geehrt, unter den großen Göttern;
Dein Los ist ohnegleichen, dein Name ist Himmelsgott.
Von Stund an sei gültig dein Geheiß,
Erhöhen und erniedrigen liege in deiner Hand!
Fest stehe dein Wort, unverbrüchlich sei dein Gebot,
Keiner der Götter beschreite deinen Bezirk!

O Marduk, da du unser Rächer sein willst,
So verleihen wir dir das Königtum über das ganze All.
Sitzest du im Rat, so stehe dein Wort obenan,
Deine Waffe sei siegreich, sie treffe den Feind!
O Herr, wer auf dich traut, dessen Leben schone;
Aber der Gott, der Böses plant, gieß aus dessen Leben!

Marduk giebt darauf durch eine Wunderwirkung seines Wortes im Kleinen den Beweis, daß er imstande sein wird, dereinst auch Großes zu vollbringen, nämlich durch sein Wort Himmel und Erde ins Dasein zu rufen. Ein Kleid wird in ihre Mitte gelegt, das auf Marduks Wort verschwindet und wieder entsteht. Die Worte des Epos lauten hier, mit einer Anrede der Götter an Marduk beginnend:

„Vergehen und Werden — befiehl es und es geschehe!
Auf das Austhun deines Mundes vergehe das Kleid,
Befiehl ihm wiederum, so sei das Kleid wieder da!"
Da befahl er mit seinem Munde, und das Kleid verging,
Wiederum befahl er ihm, und das Kleid war wieder da.
Da solches Machtwort sahen die Götter, seine Väter,
Huldigten sie ihm freudig: „Marduk sei König!"
Schenkten ihm Szepter, Thron und Ring,
Gaben ihm eine Waffe ohnegleichen den Feind zu schlagen:
„Wohlan! Der Tihamat schneide ab das Leben!"

Darauf wird weiter ausführlich erzählt, wie Marduk sich mit Bogen und Köcher, Sichelschwert und Dreizack zum Kampfe rüstet und auf seinem von feurigen Rossen gezogenen Streitwagen der Tihamat entgegenfährt. Sobald sie zusammengetroffen, hält Marduk der Tihamat noch einmal vor, was sie Böses begangen, und fordert sie dann zum Kampfe heraus mit den Worten:

Stelle dich, ich und du wollen miteinander kämpfen!

Marduk bleibt Sieger im Kampfe, er stößt der Tihamat das Schwert in den Leib, macht ihr den Garaus, wirft ihren Leichnam hin und stellt sich darauf. Dann wendet er sich gegen ihre Helfershelfer, überwindet auch diese und setzt sie gefangen. Darauf kehrt er zurück zum Leichnam der Tihamat, zerschlägt denselben in zwei Teile:

Die eine Hälfte nahm er, machte sie zum Himmelsdach,
Zog eine Schranke davor, stellte Wächter hin,
Ihre Wasser nicht herauszulassen befahl er ihnen.

Die oberen Wasser der Tihamat bilden also von nun an, durch eine Schranke zurückgehalten, den Himmel; genau so, wie in Gen. 1 der erste Schritt zur Erschaffung von Himmel und Erde darin besteht, daß die oberen Wasser von den unteren durch die

Himmelsfeste geschieden werden. Dieser Passus des keilschriftlichen Schöpfungsepos ist natürlich zugleich die Originalstelle zu der oben erwähnten Schilderung des Berossus von dem Weibe Thamte, das Bel mitten entzwei gespalten und aus der einen Hälfte von ihr die Erde, aus der andern den Himmel gemacht habe.

Es folgt nun im babylonischen Schöpfungsepos zunächst in ausführlicher Schilderung die Erschaffung der Himmelskörper, der Sonne, des Mondes, der Planeten und Fixsterne mit genauer Angabe der Bestimmung der einzelnen Gestirne, insbesondere der Sonne und des Mondes, entsprechend der parallelen Angabe über die Herrschaft von Sonne und Mond in Gen. 1. — Von da ab stehen wir leider bis jetzt noch vor einer großen Lücke in dem keilschriftlichen Schöpfungsepos. Indessen dürfen wir, gestützt auf einzelne kleine Fragmente, auf den Bericht des Berossus und auf die Angaben in dem Schlußhymnus des Epos, der die einzelnen Schöpferakte Marduks rekapituliert, mit Sicherheit aussagen, daß diese Lücke die Erzählung von der Erschaffung des Festlandes, der Pflanzen, der Tiere und der Menschen enthalten haben muß. Speziell für die Menschenschöpfung ist ganz neuerdings ein Thontafelfragment bekannt geworden, das uns lehrt, daß die Babylonier die Menschenschöpfung in der That so erzählten, wie uns Berossus berichtet, daß nämlich der Schöpfergott Befehl erteilt habe, einem der Götter den Kopf abzuhauen, um aus Götterblut vermischt mit Erde die Menschen bilden zu können. — Der Schluß des Epos läuft, wie schon erwähnt, in einen Hymnus auf Marduk aus, der die einzelnen Schöpferthaten Marduks, die Erschaffung des Himmels, der Erde und speziell auch der Menschen, nochmals erwähnt und Marduk als den obersten aller Götter preist.

Nachdem wir so auch den babylonischen Schöpfungsbericht seinem Hauptinhalte nach kennen gelernt haben, sind wir in der Lage, diesen nun direkt mit dem biblischen Schöpfungsberichte vergleichen zu können. Dabei müssen wir natürlich in erster Linie die ältere Form der Rezension von Gen. 1 im Auge behalten, Schöpfung mit vorausgehendem Drachenkampf, wie wir sie ja bereits auf Grund ausschließlich alttestamentlicher Angaben rekonstruieren konnten. Und selbst abgesehen davon bietet sich schon bei einer Vergleichung des babylonischen Mythus direkt mit Gen. 1 in seiner jetzigen Form noch genug an überraschender Übereinstimmung, um zu erkennen, daß es sich bei der biblischen und der babylonischen Rezension im Grunde um denselben Mythus handelt (das Folgende mehrfach wört-

lich nach Gunkel a. a. O. S. 112 f.): Nach beiden Traditionen war in der Urzeit alles Wasser. Die Meerestiefe wird personifiziert durch ein furchtbares Wesen; der babylonische Name des Ungetüms ist Tihamat; ihm entspricht im hebräischen Tehom, der technische Ausdruck für das Urmeer, durch seinen artikellosen Gebrauch, wie ein Eigenname, noch darauf hinweisend, daß es sich ursprünglich auch in der israelitischen Tradition um eine mythische Gestalt handelt. Beide Mythen stellen sich das Ungetüm drachenartig vor; in beiden finden sich auch Varianten, wonach das Ungetüm mehrere Köpfe hatte. So kennt die babylonische Überlieferung speziell auch eine siebenköpfige Schlange an Stelle der einköpfigen, eine Vorstellung, die sich später in den apokalyptischen Bildern der Offenbarung Johannis wiederfindet. Neben dem Hauptungetüm erscheinen in beiden Mythen andre, seine Helfershelfer. Diesen Mächten der Tiefe stehen im babylonischen Mythus die Götter der Oberwelt gegenüber, unter ihnen Marduk, der schließliche Bezwinger der Tihamat. Auch in der israelitischen Tradition erscheinen in diesem Zusammenhange neben Jahve gelegentlich andere göttliche Wesen, natürlich hier aber hinter Jahve völlig zurücktretend. Die babylonischen Chaosungetüme nun haben sich gegen die oberen Götter empört und beanspruchen die Weltherrschaft für sich. Auch im biblischen Drachenkampf ist diese übermütige frevelhafte Empörung ein ständiger Zug. Im babylonischen Mythus tritt darauf Marduk, im biblischen Jahve zum Kampfe auf. Beide führen das Schwert unter ihrer Rüstung. Marduk tötet mit dem Schwerte Tihamat, wie Jahve Rahab-Tehom. Die Helfershelfer der Tihamat werden von Marduk glimpflicher behandelt, ebenso wie die Helfer Rahabs von Jahve. Mit dem Leichnam des Ungetüms wird aber im babylonischen Mythus, wie im biblischen, alsbald etwas ganz besonderes vorgenommen. Im babylonischen wird Tihamat, die personifizierte Urflut, gespalten in die oberen und unteren Wasser. Ebenso leitet in Gen. 1 die Spaltung der Tehom in die oberen und unteren Wasser die Schöpfung von Himmel und Erde ein. In beiden Mythen steht so die Überwindung des vorweltlichen Ungetüms in allerengster Verbindung mit der Schöpfung der jetzigen sichtbaren Welt. Hier wie dort endlich bildet das Erscheinen des Lichtes den Anfang der neuen Ordnung der Dinge. Denn, mag im babylonischen Epos die Erschaffung des Lichtes als besonderer Schöpfungsakt namhaft gemacht gewesen sein oder nicht, ein Punkt, über den sich noch keine vollständige Sicherheit gewinnen läßt, da an dieser Stelle der Text

gerade noch lückenhaft ist: jedenfalls ist Marduk die Lichtgottheit in ganz eminentem Sinne; denn Marduk ist seinem Wesen nach eigentlich der Sonnengott. Darum ist Marduks Kampf mit Tihamat im Grunde ein Kampf zwischen Licht und Finsternis, wie denn schon Berossus den Kampf zwischen Bel und Thamte als einen Kampf zwischen Licht und Finsternis erklärt. — Kein zu großes Gewicht möchte ich auf die, soweit wir bis jetzt sehen können, ebenfalls weitgehende Übereinstimmung in der Reihenfolge der einzelnen Schöpfungsakte im babylonischen und biblischen Berichte legen. Denn eine Reihenfolge wie Himmel, Himmelskörper, Erde, Pflanzen, Tiere, Menschen ist am Ende durch die Natur der Sache ziemlich an die Hand gegeben. Freilich stehen in Gen. 1 die Himmelskörper an einer eigentümlichen Stelle, nämlich erst nach den Pflanzen; während im babylonischen Epos die Himmelskörper, wie das auch näher liegt, gleich in Verbindung mit dem Himmel geschaffen werden. Es ist sehr wohl möglich, daß hier im biblischen Berichte aus irgend welchen Gründen erst eine sekundäre Verschiebung eingetreten ist. Was jedoch nicht so ganz selbstverständlich ist, das ist der Punkt, daß in beiden Rezensionen, der babylonischen wie der biblischen, der Himmel vor der Erde geschaffen wird, da an und für sich auch das Umgekehrte ebensowohl denkbar wäre. — Von einem Sechstagewerke des Schöpfergottes lesen wir übrigens in der babylonischen Rezension nichts; und es ist dies auch gar nicht zu erwarten, da gerade die Einfügung der Schöpferthätigkeit Gottes in den Rahmen des Sechstagewerkes in Gen. 1 anerkanntermaßen nichts Ursprüngliches ist. — Noch erinnere ich an die Übereinstimmung, daß in beiden Rezensionen die Bestimmung von Sonne und Mond als Herrscher des Weltalls besonders hervorgehoben wird; ferner daran, daß in beiden das wunderwirkende Wort des Schöpfergottes eine hervorragende Rolle spielt.

Im Hinblick auf diese weitgehende Übereinstimmung des babylonischen und des biblischen Schöpfungsberichtes von Gen. 1 in Verbindung mit dem Jahve-Tehom-Mythus, der als Grundlage von Gen. 1 vorauszusetzen ist, können wir nun gar nicht anders, als eine thatsächliche historische Verwandtschaft zwischen diesen beiden Traditionen anzunehmen. Mit der Ansicht etwa, daß die Israeliten und die Babylonier auf Grund gemeinsamer kosmologischer Anschauungen unabhängig zu einer Vorstellung, wie Gen. 1 und babylonisches Schöpfungsepos, von der Erschaffung der Welt gelangt seien, kommt man nicht aus, zumal wenn man berücksichtigt, daß

gerade die Israeliten auch noch eine **zweite**, in Gen. 2 vorliegende, abweichende Anschauung über die Entstehung der Welt kannten, wo nicht vom Urwasser als uranfänglichem Prinzipe die Rede ist, sondern im Gegenteil vom dürren, trockenen Lande, über welches dann erst in zweiter Linie das befruchtende Wasser kommt.

Nachdem sich uns auf diese Weise das Resultat eines thatsächlichen historischen Zusammenhangs zwischen dem babylonischen Schöpfungsepos und Gen. 1 ergeben hat, erhebt sich jetzt die Frage, **wie** dieses Verwandtschaftsverhältnis aufzufassen ist. An und für sich wären hier drei verschiedene Möglichkeiten denkbar. Erstens könnten die Babylonier ihren Bericht von den Israeliten entlehnt haben; zweitens könnten beide Berichte auf einen gemeinsamen ursemitischen Mythus zurückgehen; endlich liegt die Möglichkeit vor, daß die Israeliten den Bericht von den Babyloniern übernommen haben.

Der erste Fall, daß die Babylonier ihren Schöpfungsbericht von den Israeliten entlehnt hätten, scheidet von vornherein aus. Es genügt, darüber zu sagen, daß dies kulturhistorisch und religionsgeschichtlich einfach undenkbar ist. Die zweite Möglichkeit, daß das babylonische Schöpfungsepos und Gen. 1 auf einen gemeinsamen ursemitischen Weltschöpfungsmythus zurückgingen, ist schon eher in ernsthafte Erwägung zu ziehen. Läßt sich doch die Möglichkeit eines gewissen gemeinsamen Mythenbestandes für die semitische Urzeit nicht ohne weiteres abweisen. Daß jedoch auch diese Möglichkeit fortfällt, daß es sich vielmehr im vorliegenden Falle für die Israeliten um einen erst später von den Babyloniern entlehnten Mythus handelt, mit anderen Worten, daß dieser Mythus im Babylonischen heimisch, in Israel Lehnmythus ist, folgt daraus, daß gewisse Züge des Mythus aus den Anschauungen des Volkes Israel heraus unerklärbar sind, während sie in den Anschauungen der Babylonier ihre befriedigendste Erklärung finden. So läßt sich vom spezifisch israelitischen Standpunkte aus nicht verstehen, warum gerade das Urmeer am Anfang der Dinge allein vorhanden gewesen sein soll, wie überhaupt die hervorragende Rolle, welche das Meer und seine Personifikation als Tehom, Rahab, Leviathan, Meerdrache in dem Jahve-Tehom-Mythus spielt, auf israelitischem Boden recht fremdartig berührt. Der ganze Jahve-Tehom-Mythus, der Kampf des Lichtgottes mit dem personifizierten Urmeere, trägt durchaus keine israelitische Lokalfärbung an sich und so auch nicht sein Nachklang in Gen. 1. Dazu kommt weiter, daß man vom isra-

elitischen Standpunkte aus es nicht erklären kann, warum das Volk Israel sich die Frage: „Wie ist einst dieser sichtbare Himmel und diese sichtbare Erde entstanden?“ gerade mit dem Berichte Gen. 1 beantwortet haben sollte. Denn nach allen Analogien müssen wir notwendig erwarten, daß man die Bilder für einen derartigen Mythus, soll er einheimisch sein, aus der lebendigen Anschauung entnahm. Dagegen läßt sich, wie Jensen in seiner Kosmologie der Babylonier gezeigt hat, das Bild, unter welchem man sich die Schöpfung von Himmel und Erde vorstellte, vom spezifisch babylonischen Standpunkte aus, und nur von diesem, aufs Beste verstehen, woraus folgt, daß das Bild und damit der Mythus in Babylonien heimisch, in Israel entlehnt ist. Denn für den Babylonier liegt die Sache einfach folgendermaßen. Er sagte sich: Die Welt muß einst in gleicher Weise erstmals entstanden sein, wie sie jetzt noch in jedem Jahr und an jedem Tage entsteht. Wie in jedem Frühling der Frühlingssonnengott Marduk das vom Winterregen her überschwemmte, dem Meere, der Tihamat, gleichende Land neu hervortreten läßt, so ist auch im allerersten Frühling, am allerersten Neujahr, nach einem Kampf zwischen Marduk und Tihamat die Welt zu stande gekommen. Oder, denn Marduk ist zugleich auch der Gott der Frühsonne am Tage: Wie die Sonne an jedem Morgen das Weltmeer, die Tihamat, durchschreitet und aus dem Chaos der Nacht zuerst den Himmel, dann die Erde hervortreten läßt, so ist auch am ersten Schöpfungsmorgen Himmel und Erde erstmals entstanden. Man mache den Versuch, das Bild in ähnlicher Weise vom israelitischen Standpunkt aus begreifen zu wollen und man wird erkennen, daß dieser Versuch hier mißlingt. Das Bild verlangt eben als Entstehungsort ein Alluvialland, wie es Babylonien, aber nicht Palästina oder die syrisch-arabische Wüste ist, und das Bild verlangt weiter einen speziellen Frühlings- oder Frühsonnengott, wie es Marduk, aber nicht Jahve ist.

Wir haben bisher bloß auf Grund des Schöpfungsberichtes an sich den Nachweis zu führen gesucht, daß Gen. 1 seinem Inhalte nach nicht ursprünglich israelitisch, sondern babylonischer Herkunft ist. Eine weitere starke Stütze erhält dieser Nachweis dadurch, daß Gen. 1 in diesem Falle nicht etwa als einzige Entlehnung aus dem Babylonischen vereinzelt dastände, was ja zwar möglich, aber immerhin etwas merkwürdig wäre. Vielmehr haben wir innerhalb der sogenannten biblischen Urgeschichte noch andere Stücke, deren Stoffe ebenfalls durch Entlehnung aus Babylonien

zu den Israeliten gekommen sein müssen. Dahin gehört vor allem der Sintflutbericht, dessen Herkunft aus Babylonien noch viel offener zu Tage liegt, als diejenige von Gen. 1. Aber auch in dem, was wir über das Paradies, über die Urväter hören, liegen, wie wir im einzelnen noch genauer sehen werden, mehrfach Entlehnungen aus der babylonischen Mythologie vor.

So haben wir also in Gen. 1 nur ein Glied einer größeren Reihe von übernommenen Stoffen, und es erhebt sich nun noch die Frage, **wann** eine solche Entlehnung wohl stattgefunden hat, **wie** wir uns überhaupt den Vorgang einer derartigen Mythenübertragung von den Babyloniern zu den Israeliten historisch zu denken haben. Diese Frage läßt sich, wie nach dem Gesagten leicht begreiflich ist, kaum einseitig für ein Stück wie Gen. 1 allein entscheiden, sondern es muß dies eben im Zusammenhang mit den übrigen urgeschichtlichen Stoffen, wie vor allem der Sintflut, geschehen. Nur soviel möchte ich schon hier speziell im Hinblick auf Gen. 1 aussprechen, daß es ganz unmöglich ist, anzunehmen, daß die Israeliten etwa erst in der Zeit des babylonischen Exils diesen Chaos- und Schöpfungsmythus von den Babyloniern aufgenommen hätten. Bloß vom litterargeschichtlichen Standpunkt aus betrachtet wäre dies ja schließlich insofern möglich, als sowohl Gen. 1, wie die Stellen des Alten Testaments, an denen von dem Jahve-Tehom-Mythus die Rede ist, alle erst aus dieser späten Zeit des Exils stammen. Dagegen ist es von religionsgeschichtlichen Erwägungen aus ganz undenkbar, daß die Juden des Exils mit ihrer stark ausgeprägten Jahve-Religion von ihren heidnischen Unterdrückern einen derartigen Mythus über die Weltschöpfung frischweg übernommen und an den Anfang ihrer heiligen Schriften gestellt haben sollten. Aber auch selbst die spätere Königszeit, wie etwa die Zeit des assyrerfreundlichen und mit ausländischem Wesen liebäugelnden Königs Ahas ist bereits viel zu spät, um annehmen zu können, daß hier erst die Israeliten einen Stoff, wie den babylonischen Schöpfungsbericht, sich angeeignet hätten. Dazu ist eben doch Gen. 1, wie der Jahve-Tehom-Mythus, bereits viel zu sehr spezifisch israelitisch gefärbt, viel zu eigenartig verschieden von seinem babylonischen Vorbilde. Wir müssen vielmehr eine lange Entwickelung auf israelitischem bez. palästinensischem Boden selbst annehmen, damit dieser Mythus diejenige Form erhalten konnte, in der er uns jetzt vorliegt. Wir werden später noch genauer sehen, daß alles dafür spricht, daß wir für die Schöpfungsgeschichte in Gen. 1, wie für die anderen Mythen

aus der Urzeit, in eine Zeit zurückgreifen müssen, die noch vor der Zeit der Einwanderung der Israeliten in Palästina liegt, um verstehen zu können, wie jene babylonischen Mythen bei den Israeliten überhaupt Eingang finden konnten.

Paradies.

Eine ganz andere Situation umfängt uns, wenn wir von Gen. 1 zu dem zweiten biblischen Schöpfungsberichte in Gen. 2—3 hinübertreten. Hier braust nicht die wilde Meeresflut im Uranfang und muß erst gebändigt werden, damit die Welt entstehen könne; hier bildet vielmehr ödes Wüstenland den Anfang alles Seins, und hier ist es eine Flut befruchtenden Wassers, die über das Wüstenland kommt und so es erst ermöglicht, daß Vegetation entstehen kann. Hier begegnet uns auch nicht die streng erhabene Auffassung des Schöpfergottes von Gen. 1, der allein durch sein allmächtiges Schöpferwort die Dinge ins Dasein ruft, hier finden wir vielmehr Jahve, wie hier der Schöpfergott genannt wird, recht eigentlich bei der anstrengenden Schaffensarbeit. Jahve bildet den Menschen aus einem Erdenkloß, wie der Töpfer aus einem Stück Lehmerde seine Figuren formt. Dann bläst er ihm den Lebensodem in seine Nase. Er pflanzt darauf einen Garten in Eden und setzt den Menschen darein; läßt allerlei Bäume darin aufwachsen, vor allem den Lebensbaum und den Erkenntnisbaum. In diesem Garten fließt der Paradiesesstrom, der sich alsdann in vier Arme teilt. Ich brauche ja nicht ausführlich den weiteren Inhalt der beiden Kapitel vorzuführen, da er ja einem jeden von Jugend auf geläufig ist, sondern will nur noch die Hauptpunkte kurz skizzieren: Das Verbot Jahves, vom Baum zu essen, die Bildung der Tiere und schließlich die Erschaffung des Weibes aus der Rippe des Menschen. Dann die wundervolle Schilderung von der Szene unter dem Baume, die Schlange als Verführerin, die Übertretung des göttlichen Verbotes zuerst durch das Weib, dann auch durch den Mann, die Furcht und Flucht der beiden vor Jahve, der in der Abendkühle im Garten wandelt, das Rufen Jahves nach dem Menschen: „Wo bist du?“, die Entschuldigungsversuche des Menschen und seines Weibes gegenüber Jahve, die Verfluchung der Schlange, sowie des Naturlebens des Weibes und der Arbeit des Mannes; endlich die Vertreibung der beiden aus dem Paradiesesgarten, vor dessen Eingang fortan Cherube lagern, um den Weg zum Baum des Lebens zu bewachen. Hier atmet jede Zeile echte, wundervolle Volks-

poesie. Wir haben hier eines der schönsten Stücke der älteren hebräischen Litteratur vor uns, gleichzeitig eine Erzählung, die in so wundersam feinsinniger und von tiefem religiösem Gefühl durchzogener Weise eine Antwort auf die Frage zu geben sucht: Wie ist das Leid in die Menschheit gekommen? Woher kommt all die Mühsal des Lebens und der Tod? Man müßte gefühllos sein für wirkliche Poesie, wenn man die Schönheit und innere Wahrheit dieses Mythus nicht empfinden könnte. Denn einen solchen haben wir selbstverständlich vor uns, nicht etwa wirkliche Geschichte.

Der Grund, warum diese Erzählung vom Paradies in Gen. 2 und 3 auch schon äußerlich im Stil sehr stark von Gen. 1 absticht, liegt darin, daß wir hier ein Stück aus der älteren Quelle des großen Sammelwerkes der „fünf Bücher Mose" vor uns haben, ein Stück des sog. Jahvisten, wie man diese Quelle gewöhnlich nennt wegen des durchgängigen Gebrauchs des Gottesnamens Jahve in derselben, im Gegensatz zur Anwendung des Wortes Elohim für Gott in anderen Quellenschriften, namentlich auch in der priesterlichen Schrift, der Gen. 1 angehört. Diese sog. jahvistische Schrift stammt nun aber aus der Blütezeit des israelitischen Volkslebens, aus der Königszeit des 8. oder 7. Jahrhunderts v. Chr., und hat uns in viel treuerer und urwüchsigerer Form die alten hebräischen Volkssagen, speziell auch über die Urzeit, aufbewahrt, als jene erst im Exil entstandene priesterliche Schrift. Daher kommt es denn auch, daß uns in Gen. 2—3 viel mehr die frischen, ursprünglichen Farben eines mythologischen Gemäldes entgegentreten, als in Gen. 1, wo alles schon weit abgeblaßter ist. Aus demselben Grunde ist es auch leicht verständlich, warum der Uranfang im Gen. 2 ganz anders gedacht wird, als in Gen. 1, nämlich als wasserlose Wüste, nicht als wogendes Urmeer. Es handelt sich hier eben um zwei ursprünglich verschiedene mythologische Traditionen, die in Israel unausgeglichen nebeneinander hergingen, und von denen die eine in einer Stromlandschaft, die andere in einem Wüstengebiet ihren Ausgangspunkt hat. In jeder der beiden Quellenschriften ist je eine dieser beiden Traditionen vertreten.

Um zum besseren Verständnis der Paradieses-Erzählung und ihrer Parallele im Babylonischen, wie wir sie alsbald kennen lernen werden, zu gelangen, ist es aber notwendig, zuvor einige spätere Bestandteile als solche zu erkennen, die sich an den Grundstock von Gen. 2—3 angesetzt haben. Dazu gehört vor allem die spezielle Ausführung über die Lage des Paradieses. Die ursprüngliche Er-

zählung weiß, wie sich noch deutlich sehen läßt, nur im allgemeinen von einem Paradiesesstrom, vielleicht noch mit dem weiteren Zusatze, daß dieser eine Hauptstrom sich beim Austritt aus dem Paradiese in vier Arme teilte. Das genügte der späteren Zeit nicht. Man war daher bemüht, die Lage des Paradieses genauer zu bestimmen und die vier Ströme geographisch festzulegen. Das kommt zum Ausdruck in dem späteren Zusatze, der die vier Ströme als Pison, Gihon, Hiddekel und Phrath bezeichnet, von denen die beiden letzteren, Hiddekel und Phrath, der Tigris und Euphrat sind, der Gihon der Nil, und der Pison nach einer ansprechenden Vermutung Haupts vielleicht der persische Meerbusen, den man im Altertum mehrfach auch als breiten Strom aufgefaßt hat. Bei dieser Anschauung dachte man sich die Lage des Paradieses hoch im Norden an den dem Erzähler unbekannten Quellen des Euphrat, Tigris, persischen Meerbusens (?) und Nils, von denen man nach einer für das Altertum nicht unerhörten, aber geographisch natürlich ganz unmöglichen Vorstellung glaubte, daß sie von derselben Quelle, einem Hauptstrome sich abzweigten. Man ersieht hieraus übrigens auch, daß es ein völlig vergebliches Bemühen ist und bleiben wird, die Lage des Paradieses auf Grund dieser Angaben etwa geographisch genau nachweisen zu wollen. Vielmehr gehört es im Gegenteil gerade zum Wesen des Paradieses, daß es nicht genau bestimmt werden kann: es liegt seiner Natur nach in einer für den Menschen unerreichbaren Ferne. Das ist sogar auch der Fall bei dem späteren gelehrten Glossator unseres Kapitels, der höchstens zu wissen glaubt, daß die vier Ströme, die vom Paradiesesstrom ausgehen, eben die ihm bekannten Ströme Euphrat, Tigris, Pison und Gihon sind, dem aber das Quellgebiet selbst dieser Ströme, die Stelle, an die er das Paradies verlegt, ein unbekanntes Land ist. Wir können vielmehr, wie Gunkel in seinem neuen Kommentar zur Genesis zeigt, aus anderen Stellen der Bibel noch entnehmen, daß in der ursprünglichsten Form dieses Mythus das Paradies überhaupt garnicht auf Erden liegt, sondern, so paradox dies zunächst auch klingen mag, — im Himmel, bez. am Himmel.

Ezechiel 47 lesen wir von der Quelle, die vom Tempel in Jerusalem ausgeht und zum großen Strome wird, der nach dem toten Meere zu abfließt. Von diesem Strome heißt es: „Alles, zu dem der Fluß kommt, wird leben.“ Zu beiden Seiten dieses Stromes stehen allerlei Bäume mit eßbaren Früchten. „Deren Laub soll nicht welken und deren Früchte sollen kein Ende nehmen. Alle Monate

sollen sie frische Früchte tragen. Und ihre Früchte werden als Speise dienen und ihr Laub als Heilmittel.“ Schon aus dem ganzen Zusammenhang, in dem diese merkwürdige Schilderung bei Ezechiel auftritt, läßt sich vermuten, daß hier nicht von einem wirklichen Flusse die Rede ist, der vom irdischen Jerusalem ausgeht, vielmehr von einem himmlischen Strom von Lebenswasser, der vom himmlischen Jerusalem seinen Ausgang nimmt. — Was hier bei Ezechiel vielleicht noch zweifelhaft sein könnte, das lesen wir Apok. Joh. 22 mit klaren Worten:

Und er zeigte mir einen Strom von Lebenswasser, glänzend wie Krystall, hervorkommend aus dem Throne Gottes und des Lammes mitten in seiner (nämlich des vorher genannten himmlischen Jerusalems) Gasse; hüben und drüben am Strom den Baum des Lebens, zwölfmal Frucht bringend, jeden Monat seine Frucht gebend; und die Blätter des Baumes sind zur Heilung der Nationen.

Wir haben hier Schilderungen des Paradieses vor uns, ganz entsprechend der sonstigen Anschauung im späteren Judentum und darnach auch im Neuen Testamente, wonach das Paradies sich im Himmel befindet. In diesem himmlischen Paradiese steht der Lebensbaum und fließt das Lebenswasser. — Namentlich die eine Thatsache ist hierbei auch noch besonders beachtenswert, daß diese späteren Vorstellungen vom Paradiese außer dem Baum des Lebens auch noch ausdrücklich von einem Strom mit Lebenswasser wissen. Hier hat die spätere Anschauung gewiß das Ursprünglichere. Denn in der Paradiesesschilderung Gen. 2 ist nur im allgemeinen von einem Strom die Rede, der dazu dient, den Garten zu bewässern. Das ist aber, wie wir schon aus dem Zusammenhange an und für sich schließen können, sicher ursprünglich der Strom mit Lebenswasser, der zu dem Lebensbaum als notwendiges Parallelglied gehört. Und auch in dem Punkte wird der späteren Vorstellung die größere Ursprünglichkeit zugeschrieben werden müssen, daß der eigentliche Ort des Paradieses, die Wohnung der Gottheit mit der Lebensspeise und dem Lebenswasser in ihrem Bereiche, im Himmel zu suchen ist.

Aus dem Babylonischen ist uns nun im Laufe der letzten Jahre folgender interessanter, auch schon von A. Jeremias in Heft 3 des ersten Jahrgangs dieser Sammlung besprochener Mythus bekannt geworden, von dem das Hauptstück im Berliner Museum liegt und bereits im 15. Jahrhundert v. Chr. Geb. niedergeschrieben ist:

Adapa, allem Anscheine nach der erste Mensch in der babylonischen Mythologie, erscheint als der Sohn des Meergottes Ea. Dieser hat ihn geschaffen, hat ihm hohe Weisheit verliehen, ewiges

Leben aber ihm nicht verliehen. Adapas Aufenthaltsort ist im Heiligtum des Ea, in Eridu, an der Mündung des Euphrat und Tigris. Da liegt er den priesterlichen Funktionen für den Tempel Eas ob; da betreibt er auch die Fischerei auf dem Meere, um für das Heiligtum den Bedarf an Fischen zu liefern. Wie er so eines Tages wiederum auf dem Meere fährt, erhebt sich bei spiegelglatter See plötzlich der Südwind und bringt sein Schiff zum kentern, so daß er ins Meer versinkt. Aus Rache hierfür zerbricht Adapa dem Südwind die Flügel, so daß dieser sieben Tage lang nicht mehr über die Erde wehen konnte. Davon hört der Himmelsgott Anu, schickt seinen Boten zur Erde hinab, um Adapa zur Rechenschaft vor seinen Thron im Himmel zu fordern. Ea unterrichtet nun den Adapa zuvor über das, was ihm droben im Himmel von Anu bevorstehen würde: „Wenn du vor Anu hintrittst, wird man dir Speise des Todes hinhalten — iß sie nicht! Wasser des Todes wird man dir hinhalten — trink es nicht!“ Der Bote Anus langt an, läßt Adapa mit sich zum Himmel aufsteigen, durch das Thor des Himmels eintreten. Als Adapa vor Anu erscheint, erfüllt sich alles genau, wie Ea es ihm vorausgesagt, nur mit dem Unterschiede, daß es nicht Todesspeise und Todeswasser ist, das Anu ihm reichen läßt, sondern vielmehr Lebensspeise und Lebenswasser. Aber dem Befehle Eas gehorsam, schlägt Adapa das ihm dargereichte Brot und Wasser aus und verscherzt sich damit die Erlangung ewigen Lebens. „Speise des Lebens“, so spricht Anu, „holt ihm, daß er sie esse!“ Da holte man ihm Speise des Lebens, aber er aß sie nicht. Wasser des Lebens holte man ihm, aber er trank es nicht. Da blickte ihn Anu staunend an: „O Adapa, warum hast du nicht gegessen, nicht getrunken? So wirst du auch nicht leben!“ Darauf befahl er: „Nehmt ihn und bringt ihn zu seiner Erde zurück!“

Es wäre natürlich verfehlt, diesen babylonischen Mythus von Adapa für das direkte Vorbild der biblischen Paradieseserzählung erklären zu wollen; aber eine Reihe von sehr verwandten Zügen ist doch vorhanden, die es wahrscheinlich machen, daß der babylonische Adapa-Mythus für die Ausbildung der Paradiesesgeschichte in Gen. 2 und 3 doch von einem gewissen Einfluß gewesen ist. So haben wir in diesem babylonischen Mythus die Lebensspeise und das Lebenswasser im Himmel beim Throne des Himmelsgottes Anu, genau wie wir fanden, daß für die ältere Form der biblischen Paradieseserzählung Lebensstrom und Lebensbaum im Himmel beim

Throne Gottes anzunehmen sind. — Ferner haben wir hier im babylonischen Mythus einen ganz ähnlichen Gegensatz in dem, was Ea über die Adapa gereichte Lebensspeise und das Lebenswasser sagt: „Todesspeise und Todeswasser wird man dir reichen," und in dem, was Jahve und andrerseits die Schlange über die Folge des Essens vom Baum sagen: „Welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben", und dagegen: „Ihr werdet mit Nichten des Todes sterben". — Endlich haben wir in beiden Mythen den gleichen Gedanken: Zur völligen Gottgleichheit fehlt dem Menschen, nachdem er einmal Erkenntnis erlangt hat, nur noch die Unsterblichkeit. Schluß von Gen. 3: „Siehe der Mensch ist geworden wie einer von uns (übrigens auch wieder ein Rest der älteren polytheistischen Grundlage), indem er weiß, was gut und böse ist; nun aber, daß er nicht etwa seine Hand ausstrecke und auch vom Baum des Lebens nehme, und esse und ewiglich lebe!" Entsprechend reflektiert der Himmelsgott Anu: Ea hat dem Menschen Adapa des Himmels und der Erde Innerstes offenbart (d. h. hat ihm die höchste Weisheit verliehen); wir aber, was könnten wir noch hinzuthun (nämlich um die Gabe Eas, nachdem der Mensch sie nun einmal erhalten hat, noch zu übertrumpfen)? Antwort: Speise des Lebens. Da Adapa diese ausschlägt, verscherzt er sich damit aber auch die Unsterblichkeit, und wir dürfen wohl hinzufügen, wie für sich, so auch für alle seine Nachkommen.

Wie Lebensspeise und Lebenswasser als Paradiesesgaben einen ursprünglich babylonischen Gedanken enthalten, so begegnen wir auch noch in einigen anderen Punkten solchen ursprünglich babylonischen Vorstellungen in der biblischen Paradieseserzählung. Dahin gehört zunächst die Menschenschöpfung aus Erde. Auch der babylonische Schöpfergott bildet die Menschen aus Erde, gleich dem Töpfer, der seine Figuren aus Lehmerde formt. — Ferner stammt die Rolle, welche die Schlange als Verführerin und als Feindin Gottes in Gen. 3 spielt, wohl sicher im letzten Grunde aus der babylonischen Mythologie, in der ja bei der Schöpfung der Gegensatz zwischen dem Schöpfergotte und der drachen-, wie auch schlangengestaltig gedachten Tiamat eine so hervorragende Stelle einnimmt. Ja, wir besitzen geradezu eine Darstellung auf einem altbabylonischen Siegelzylinder, jetzt im Britischen Museum in London befindlich, auf dem in der Mitte der auf solchen Siegeln häufig dargestellte heilige Baum der Babylonier erscheint, rechts und links vom Baume eine männliche und weibliche Figur, Früchte vom Baume pflückend, und

hinter dem Weibe eine Schlange sich emporringelnd. Ein Keilschrifttext, der uns den zu dieser bildlichen Darstellung gehörenden Mythus erzählte, ist bis jetzt noch nicht zum Vorschein gekommen; aber es wäre gar nicht verwunderlich, wenn eines Tages auch einmal ein Text aus den Ruinenstätten Babyloniens auftauchte, auf dem die Schlange die Rolle der Verführerin unter dem heiligen Baume beim ersten Menschenpaar spielt.

Bei all diesen Ähnlichkeiten zeigt nun aber doch wieder die große Verschiedenheit, die anderseits zwischen dem babylonischen Adapa-Mythus, wie den übrigen babylonischen Vorstellungen, und der biblischen Paradieseserzählung besteht, wie eigenartig das israelitische Volk solche aus dem Polytheismus übernommenen älteren Traditionen ausgestaltet hat, wie viel tiefsinniger und ernster es die dabei zugrundeliegenden sittlichen Probleme aufgefaßt hat, und wie viel würdiger und erhabener das Verhältnis Gottes zum Menschen gedacht ist. Wir haben hier eben einen alten Mythus vor uns, der bereits durchdrungen ist von demselben Geiste des ethischen Monotheismus, wie er durch einen Hosea, einen Jesaja in Israel vertreten wird. Schon allein darum werden wir auch hier wieder nicht etwa annehmen dürfen, daß die babylonischen Vorstellungen, denen wir in der Paradiesesgeschichte begegnen, etwa erst in relativ später Zeit zu den Israeliten gedrungen sind, sondern auch hier wird, wie bei Gen. 1 und dem Jahve-Tehom-Mythus, zu sagen sein, daß diese Vorstellungen schon in ältester Zeit von Babylonien nach Palästina gekommen, dort von den Israeliten vorgefunden und in eigenartiger Weise von ihnen weiterentwickelt worden sind.

Urväter.

An die Erzählung vom Paradies reiht sich in der biblischen Urkunde die bekannte Geschichte von Kain und Abel. Doch ist es nicht meine Absicht, mich über dieselbe hier eingehender zu verbreiten und zwar deshalb nicht, weil diese Erzählung ursprünglich mit der vorsintflutlichen Urzeit gar nichts zu thun hat, darum auch nicht zu dem gemeinsamen Bestande von babylonisch-israelitischen Urzeitmythen gehört, sondern spezifisch palästinensischen Ursprungs ist.

Dagegen kommen für die gemeinsame babylonische und biblische Urgeschichte die beiden Reihen von Vätern in Betracht, welche die Bibel in der Zeit zwischen Schöpfung und Sintflut kennt. Das ist einmal die Reihe von zehn Urvätern mit den langen bis in die 900 ansteigenden Lebensaltern im 5. Kapitel der Genesis, eine

Reihe, die mit Adam beginnt, auf denselben Seth, dann Enos, Kenan, Mahalalel, Jared folgen läßt, als siebenten den Henoch aufzählt und diesen nicht eines natürlichen Todes sterben, sondern nach einem Leben von 365 Jahren zu Gott entrückt werden läßt. Es folgen noch Methusalah mit seinem hohen Alter von 969 Jahren und Lamech, sowie endlich als letzter, zehnter, Noah, der Held der Sintflut. — Dieses 5. Kapitel mit seiner zehngliedrigen Reihe von Urvätern zeichnet sich ebenso sehr durch einen trockenen Schematismus in den peinlich genauen Zahlenangaben aus, wie ihm anderseits jegliche Frische einer urwüchsigen Volkserzählung abgeht. Das ganze Kapitel verläuft, abgesehen von der eigenartigen Notiz über Henoch, einfach nach dem zehnmal sich wiederholenden monotonen Schema: „Der und der Urvater war so und so viel Jahre alt, als ihm sein erster Sohn geboren wurde. Darnach lebte er noch so und so viel Jahre, in denen ihm noch weitere Söhne und Töchter geboren wurden. Die ganze Lebensdauer betrug so und so viel Jahre; sodann starb er." Gewiß keine Musterleistung in der Wiedergabe einer urwüchsigen Volkssage. Wir haben eben wieder den gelehrten priesterlichen Schriftsteller aus der Zeit des babylonischen Exils vor uns.

Ganz anders ist der Eindruck, wenn wir von hier kommend die unmittelbar vorhergehende zweite Hälfte des 4. Kapitels der Genesis ansehen. Da lesen wir auch von solchen Urvätern, aber in ganz anderem Tone. Der eine erbaut die erste Stadt, der andre begründet die Viehzucht, wieder ein andrer ist der Erfinder der Musikinstrumente, ein weiterer der Begründer der Schmiedekunst. Hier haben wir echte urwüchsige Volkssage. Es ist eben wieder dieselbe schöne alte Quelle, die zu uns redet, der auch ein solches Prachtstück, wie die Paradieseserzählung, angehört.

Man hat sich nun daran gewöhnt, diese sechs oder sieben Urväter in Gen. 4 (Kain, Henoch, Irad, Mahujael, Metusael, Lamech, zu denen man als ersten noch Adam hinzurechnen kann) als von den zehn im folgenden Kapitel genannten verschieden anzusehen, und womöglich noch die einen, die von Kain ausgehen, geradezu als die bösen, die gottlosen Urväter, deren Geschlecht in der Sintflut untergehen muß, die andern, die von Seth ausgehen, im Gegensatz dazu als die frommen Urväter zu bezeichnen. Ein ähnlicher Gedanke mag ja allerdings den späteren Veranstaltern dieses Sammelwerks der „fünf Bücher Mose" vorgeschwebt haben. Aber die ursprüngliche Meinung der Sache ist das sicher nicht. Sondern

ursprünglich handelt es sich um eine und dieselbe Reihe von gleichen Urvätern. Die Namen sind in zwei Fällen vollständig gleich, nämlich bei Henoch und Lamech; in den übrigen handelt es sich nur um geringfügige Varianten desselben Namens, nämlich Kain und Kenan (oder Kainan, wie wir den Namen in noch ursprünglicherer Aussprache in der Geneologie von Jesus in Luk. 3 lesen), Methusael und Methusalah, Irad und Jared, Mehujael und Mahalalel. Auch die Reihenfolge ist die gleiche, nur mit der einen Ausnahme, daß Henoch und Mahalalel in den beiden Listen ihre Stelle gegenseitig getauscht haben. Wir haben eben, wie so häufig im Alten Testament und sonst im Altertum, dieselbe alte Überlieferung in zwei verschiedenen Quellen als zwei Varianten vor uns. Dabei enthält nun Gen. 5 noch die Namen Seth und Enos am Anfang, sowie Noah am Ende mehr, welche in jener siebengliedrigen Liste in Gen. 4 fehlen. Allein vom alttestamentlichen Standpunkte aus ließe sich kaum mit Sicherheit entscheiden, welche von den beiden Urväterlisten die ursprünglichere ist. Da kommt uns aber das Babylonische wieder zu Hilfe, das uns lehrt, daß, trotz der mancherlei sehr altertümlichen Züge gerade in der siebengliedrigen Liste, hier doch einmal die zehngliedrige Liste der Priesterschrift in der Anzahl, in der Reihenfolge, wie auch teilweise in der Form der Namen das Ursprünglichere hat. Denn auch die babylonische Tradition kennt, wie wir aus Berossus wissen, zehn solcher Urväter für die Zeit von der Schöpfung bis zur Flut und auch bei ihnen ist der letzte der Held der Sintflut, wie der biblische Noah. Charakteristischerweise erscheinen übrigens hier diese Urväter, wie es für die babylonische Tradition nicht anders zu erwarten ist, als Urkönige. Auf die einzelnen Namen, die uns Berossus sämtlich überliefert hat, kommt es hier nicht an. Eine wirkliche Vergleichung der beiden Namenlisten kann auch nur bei einiger Kenntnis der babylonischen und hebräischen Sprache vorgenommen werden. Doch möchte ich das ungefähre Verhältnis der beiderseitigen Namen zueinander wenigstens durch zwei Beispiele erläutern. Der dritte Urvater heißt im Biblischen Enos: das ist das hebräische Wort für „Mensch“; der dritte Urkönig im Babylonischen trägt den Namen Amelon: das ist das babylonische Wort für „Mensch“. Der vierte Urvater heißt im biblischen Kenan, d. i. „Schmied“; der vierte Urkönig im babylonischen Ammenon, d. i. „Handwerker, Werkmeister“. In dieser Weise entsprechen sich, wie Hommel zuerst gesehen hat, auch mehr oder weniger deutlich die übrigen Namen, jedenfalls in dem Grade,

daß es klar ist, daß die biblische Liste mit der babylonischen im Grunde identisch ist. Das lehren auch noch einige weitere charakteristische Züge der beiden Listen.

Von dem siebenten Urvater, Henoch, haben wir die merkwürdige Notiz: „Nach der Geburt seines Sohnes Methusalah wandelte er in Gemeinschaft mit Gott 300 Jahre. Und seine ganze Lebensdauer betrug 365 Jahre. Und weil Henoch in Gemeinschaft mit Gott gewandelt hatte, so verschwand er einst; denn Gott hatte ihn entrückt". An diese Gestalt des Henoch hat sich in späterer Zeit ein reichhaltiger Sagenkranz angeschlossen. Dem späteren Judentum ist Henoch eine Lieblingsfigur. Er gilt ihm als frommer Seher und Prophet, der durch Bußpredigt auf das bevorstehende Strafgericht vorbereitet hat. So auch im Neuen Testament, im Judasbrief, wo eine solche Weissagung Henochs wörtlich zitiert wird. Zugleich aber gilt Henoch als ein Weiser der Vorzeit, der vermöge seines Umgangs mit Gott Inhaber alles höheren Wissens über die Geheimnisse im Himmel und auf Erden ist, darum auch als der Erfinder der Astrologie, Astronomie, Rechenkunst, der Schrift und aller damit in Zusammenhang stehenden Künste und Wissenschaften. Ja, wir besitzen ein ganzes, in spätjüdischen Kreisen, etwa 50 Jahre vor Christi Geburt entstandenes Buch, das sog. Buch Henoch, aus dem auch jenes Zitat im Judasbriefe stammt, in welchem dieser Patriarch der Vorzeit in der Form einer großen Apokalypse seine Einblicke in die Geheimnisse der himmlischen und irdischen Welt enthüllt und Offenbarungen über die bevorstehende Endzeit giebt.

Woher diese ganze Figur des weisen und mit Gott in Gemeinschaft lebenden Henoch mit seinen 365 Lebensjahren stammt, das ist, wie ich neuerdings in meinen Beiträgen zur Kenntnis der babylonischen Religion gezeigt habe, jetzt auch durch das Babylonische klar. Denn gerade auch von ihrem siebenten Urkönig Evedoranchos, wie sein Name in der griechischen Form bei Berossus, oder Enmeduranki, wie er im Babylonischen selbst lautet, haben die Babylonier mancherlei zu erzählen. Er war einst König von Sippar, der Stadt des Sonnengottes Schamasch. Dieser berief ihn in seine Gemeinschaft und belehrte ihn über die Geheimnisse von Himmel und Erde, vor allem über die Kunst, aus den Zeichen, die am Himmel und auf Erden geschehen, die Zukunft zu weissagen. Dieser Enmeduranki ist so bei den Babyloniern der Stammvater der Wahrsagepriester geworden, die sich mit allerlei Arten von Vorhersagen der Zukunft zu befassen hatten, mit dem Beschauen der Eingeweide der Opfer-

tiere, um daraus die Zukunft zu prophezeien, mit Traumdeutung, Vogelschau, vor allem auch mit Astrologie, Beobachtung von Vorgängen am Himmel, von jeweiligen Konstellationen der Gestirne, um daraus die Zukunft herauszulesen. Genau so gilt aber auch Henoch, wie wir sahen, in der späteren jüdischen Anschauung als der Begründer und Stammvater der Astrologie, wie überhaupt alles Wissens im Himmel und auf Erden. Auch die 365 Lebensjahre des Henoch, die wegen ihrer relativen Niedrigkeit auffallend gegen die höheren Zahlen der übrigen Urväter abstechen, erklären sich jetzt einfach. Wie Enmeduranki im Dienste des Sonnengottes steht, so erhält auch Henoch die Zahl der Tage des Sonnenjahres, 365, als Zahl der Jahre seines Lebensalters.

Endlich besteht noch in einem Punkte eine wichtige Übereinstimmung zwischen den zehn babylonischen Urkönigen und den zehn biblischen Urvätern. Beiden werden unnatürlich lange Lebensdauern zugeschrieben, im Babylonischen noch in viel höherem Maße, wie im Biblischen. Dort beträgt die Gesamtzeit, welche diese zehn Könige von der Schöpfung bis zur Sintflut regieren, nach Berossus sogar 432 000 Jahre, so daß auf jeden der zehn Könige im Durchschnitt 43 200 Regierungsjahre entfallen.

Im Hinblick auf alle diese vielen Übereinstimmungspunkte müssen wir wiederum sagen, daß jedenfalls ein inniger Zusammenhang zwischen den biblischen zehn Urvätern und den zehn Urkönigen der Babylonier besteht. Und auch hier kann es keinen Augenblick zweifelhaft sein, auf welcher Seite die Priorität zu suchen ist, nämlich auf Seiten der Babylonier. Das lehrt schon eine Gestalt, wie die des Enmeduranki-Henoch, die im Biblischen ganz fremdartig, im Babylonischen ganz einheimisch ist. Andrerseits muß diese Tradition auch schon wieder lange im israelitischen Volke gelebt haben, da sie hier sogar in zwei verschiedenen, stark voneinander abweichenden Varianten, der von den zehn und der von den sieben Urvätern, ihre Ausprägung erhalten hat.

Es bleibt uns noch eine wichtige Frage im Anschluß an die Urväter zu erörtern. Woher die langen Lebensdauern?! Auch hier hat man ja in früheren Zeiten aus apologetischen Motiven gar viel heißes Bemühn aufgewendet, um den Nachweis zu führen, daß für diese frühen Zeiten, in denen die Menschen unter noch viel einfacheren Lebensbedingungen gelebt hätten, solche hohen Lebensalter, wie sie die Bibel angiebt, recht wohl denkbar wären. Davon kann aber natürlich im Ernste nicht die Rede sein; und wir brauchen

gar nicht erst die Naturwissenschaft dazu, damit diese uns belehre, daß es physiologisch unmöglich sei, daß ein Mensch ein Alter von über 900 Jahren je hätte erreichen können. Vielmehr wissen wir aus dem ganzen Zusammenhange, in welchem diese Tradition von den langlebigen Urvätern auftritt, daß wir uns hier nicht im Reich der Geschichte, sondern der Mythologie befinden. Die Frage kann also nur so lauten: Woher kommen diese großen Zahlen und was haben sie zu bedeuten? Nun, wir wissen aus dem Altertume und speziell auch aus dem orientalischen Altertume zur Genüge, daß daselbst Spekulationen über die Dauer der Welt eine große Rolle gespielt haben. Man redete von einem Weltjahr, nahm an, daß, wie das gewöhnliche Sonnenjahr in vier Jahreszeiten verläuft, so auch die Welt im Großen ihren Frühling, Sommer, Herbst und Winter habe. In diesem großen Weltjahr nimmt nun aber die Sintflut eine ganz besondere Stelle ein. Sie gehört der Natur der Sache nach in den Winter der Welt, in die Zeit der kürzesten Tage, die finstere und für jene Gegenden, wie Babylonien, regenreichste Zeit des Jahres; während andrerseits die Schöpfung der Welt naturgemäß im Frühling des Weltenjahres stattfand, zumal bei einem Volke, wie den Babyloniern, das seinem Frühlingssonnengotte Marduk die Schöpfung der Welt zuschrieb. Welche Zeit repräsentieren nun im großen Weltjahre die neun Urväter bezw. Urkönige von der Schöpfung bis zum zehnten Urvater, unter dem die Flut hereinbricht? Die Antwort kann kaum zweifelhaft sein, wenn man bedenkt, daß vom Frühlingsanfang, am 21. März, bis zum kürzesten Tage, am 21. Dezember, gerade neun Monate verlaufen. Mit andern Worten, die neun vorsintflutlichen Urväter sind die Repräsentanten der neun ersten Monate des Weltjahres, und der zehnte, unter dem die Flut hereinbricht, ist der Repräsentant des zehnten Weltmonats. In dem babylonischen Zahlensystem des Berossus ist es noch ziemlich deutlich, daß die zehn Urkönige in der That auch mit ihren Regierungsjahren zehn Monate des Weltjahres repräsentieren; in den biblischen Zahlen ist dies dagegen jetzt verwischt, doch handelte es sich auch hier ursprünglich wohl sicher um dieselbe Vorstellung. Übrigens ist der Grund davon, daß die biblischen Zahlen für die Lebensdauer der Urväter viel niedriger sind, als die babylonischen, eben darin zu suchen, daß das dieser biblischen Berechnung zu Grunde liegende Weltjahr viel kleiner ist, als das babylonische.

Sintflut.

Bei der letzten der urgeschichtlichen Sagen, die wir in den Kreis unserer Betrachtungen ziehen wollen, der Sintflut, liegt der innige Zusammenhang zwischen der biblischen und der babylonischen Tradition am offenbarsten zu Tage. Wir können hier darum auch füglich einmal den umgekehrten Weg einschlagen, als wie wir es bisher bei der Schöpfung, beim Paradies und bei den Urvätern gethan haben, nämlich sogleich die babylonische Sintflutsage ins Auge zu fassen, um dann erst an zweiter Stelle auf den Vergleich mit der biblischen Sintfluterzählung einzugehen.

Schon vor der Wiederentdeckung des babylonischen Altertums durch die Ausgrabungen war uns ein babylonischer Sintflutbericht längst bekannt und zwar wieder aus den Fragmenten des griechisch schreibenden babylonischen Priesters Berossus aus der Zeit kurz nach Alexander dem Großen. Der Bericht des Berossus lautet in der Hauptsache:

Kronos erschien dem zehnten vorsintflutlichen Könige, Xisuthros, im Schlaf und offenbarte ihm, daß am 15. des Monats Daesius die Menschen durch eine Flut umkommen würden; er befahl ihm darum, ein Fahrzeug zu zimmern, dasselbe mit seinen Verwandten und nächsten Freunden zu besteigen, auch Nahrung, sowie Vögel und vierfüßige Tiere mit hinein zu nehmen. Xisuthros gehorchte, zimmerte das Fahrzeug 15 Stadien lang, 2 Stadien breit und bestieg es mit Weib, Kindern und den nächsten Freunden. . . . Als die Flut nachließ, entließ er einige seiner Vögel, um zu erproben, ob sie wohl aus dem Wasser emportauchendes Land finden würden; da diese weder Nahrung, noch einen Ort, wo sie sich hätten niederlassen können, fanden, kamen sie wieder zum Schiffe zurück. Nach einigen Tagen entließ Xisuthros die Vögel wiederum, diese aber kamen mit lehmbeschmutzten Füßen wieder zum Schiffe zurück. Als er sie darauf zum dritten Male entließ, kamen sie nicht wieder zum Schiffe zurück. Da dachte sich Xisuthros, daß der Erdboden wieder zum Vorschein gekommen sein müsse. Darauf nahm er einen Teil der Fugen des Schiffes auseinander, und als er sah, daß das Schiff auf einem Berge aufgefahren sei, stieg er mit Weib, Tochter und Steuermann aus, küßte die Erde, errichtete einen Altar, opferte den Göttern und wurde dann samt den mit ihm Ausgestiegenen entrückt. Da er und die Seinen nicht wiederkamen, stiegen die im Schiffe Zurückgebliebenen auch aus und riefen nach ihm. Er selbst kam ihnen zwar nicht mehr vor Augen. Dagegen hörten sie eine Stimme aus der Luft, die ihnen befahl, gottesfürchtig zu sein; denn jener dürfe um seiner Frömmigkeit willen jetzt bei den Göttern wohnen, ebenso sein Weib, seine Tochter und der Steuermann. Auch wurde ihnen gesagt, sie sollten wieder nach Babylon gehen; das Land, worin sie sich jetzt befänden, sei ein Teil Armeniens. Da brachten auch sie den Göttern Opfer dar und wanderten zu Fuß nach Babylon.

Bei der frappanten Ähnlichkeit, die dieser babylonische Sintflutbericht des Berossus namentlich bei der Notiz von der Aussendung

der Vögel mit dem biblischen Berichte zeigt, mußte man in früherer Zeit sogar mit der Möglichkeit rechnen, daß hier bei dem erst um etwa 280 v. Chr. schreibenden Berossus Beeinflussung durch jüdische Gelehrsamkeit vorliege. Davon kann jetzt allerdings keine Rede mehr sein, nachdem wir durch die Ausgrabungen den keilschriftlichen Originalbericht selbst wieder erhalten haben, in welchem sich die gleiche, fast wörtliche, Übereinstimmung bei der Vogelaussendungs-episode mit der biblischen Erzählung findet.

Dieser keilschriftliche Sintflutbericht stammt ebenso, wie der oben besprochene Schöpfungsbericht, aus der Thontafelbibliothek des Assyrerkönigs Assurbanipal-Sardanapal in Ninive, woselbst er bei den englischen Ausgrabungen im Jahre 1872 gefunden wurde. Jetzt werden die betreffenden Thontafeln im Britischen Museum aufbewahrt. Der Hauptinhalt dieses keilschriftlichen Sintflutberichtes ist folgender:

Die Götter, unter ihnen insbesondere Bel, beschließen, über die Menschen wegen ihrer Sünden ein Strafgericht zu verhängen, das in der Vernichtung der Menschen durch eine große Flut bestehen sollte. Einer aber unter den Göttern, Ea, ersieht einen unter den Menschen aus, Atrachasis, d. i. der Xisuthros des Berossus, der „sehr Weise“, aus der Stadt Schurippak, um ihn zu retten. Er läßt ihn durch einen Traum den Ratschluß der Götter erkennen, befiehlt ihm, zu seiner Rettung ein Schiff zu bauen und lebende Wesen aller Art mit hineinzunehmen:

> Du Mann aus Schurippak, baue ein Schiff,
> Verlaß deinen Besitz, denk an das Leben!
> Laß die Habe zurück, und rette das Leben!
> Bring Lebenssamen aller Art auf das Schiff!
> Das Schiff, das du jetzt bauen sollst,
> Wohlberechnet seien seine Maße.

Atrachasis befolgt diesen Befehl Eas, baut das Schiff nach den vorgeschriebenen Maßen, versieht es mit zahlreichen Zellen, verpicht es mit Erdpech und bringt auf dasselbe seine Familie und Verwandtschaft, ferner zahme und wilde Tiere aller Art. Kurz vor Beginn der Flut, deren Anfang ihm durch ein besonderes göttliches Zeichen mitgeteilt wird, tritt er selbst in das Schiff ein und verschließt das Thor, während der Steuermann die Lenkung des Schiffes übernimmt. Darauf bricht die Sintflut herein, die als eine Entfesselung aller elementaren Mächte, vor allem als eine gewaltige Sturmflut, verbunden mit dichter Finsternis, geschildert wird. Das ganze Land wird infolge der immer höher steigenden Wasser zum Meere, in dem die Menschen als Leichen umherschwimmen. Sechs

Tage und Nächte wütet die Flut. Am siebenten Tage tritt Ruhe ein und hört die Flut auf. Atrachasis öffnet das Luftloch und sieht das angerichtete Verderben:

Er kniet nieder, sitzt weinend da,
Über seine Wangen fließen seine Thränen.

Da taucht Land auf; das Schiff treibt demselben zu und wird an einem Berge Nißir festgehalten. Sechs Tage lang hält der Berg Nißir das Schiff fest. Als der siebente Tag herankam, so erzählt Atrachasis weiter,

Da ließ ich eine Taube hinaus und ließ sie los,
Es flog die Taube hin und her,
Da aber kein Ruheplatz da war, kehrte sie wieder zurück.
Da ließ ich eine Schwalbe hinaus und ließ sie los,
Es flog die Schwalbe hin und her,
Da aber kein Ruheplatz da war, kehrte sie wieder zurück.
Da ließ ich einen Raben hinaus und ließ ihn los,
Es flog der Rabe, sah das Wasser abnehmen,
Fraß und krächzte, kehrte aber nicht zurück.

Da läßt Atrachasis alles, was sich in dem Schiffe befindet, hinaus, und bringt ein Opfer dar, dessen süßen Geruch die Götter wohlgefällig einatmen. Bel, der Hauptveranstalter der Sintflut, ist zuerst erzürnt, da er den Atrachasis und die Seinigen gerettet sieht. Aber auf Vorstellungen Eas hin, der ihm anrät, nicht wieder durch eine Sintflut und einen damit verbundenen allgemeinen Untergang die Sünden der Menschen zu bestrafen, sondern statt dessen Hungersnot, Pest und wilde Tiere als Züchtigungsmittel über die Frevler zu bringen, wird Bel schließlich mit der Rettung des Atrachasis ausgesöhnt; ja er verleiht sogar diesem und seinem Weibe göttliche Natur und entrückt sie in die Ferne, an die Mündung der Ströme, zu einem Leben der Unsterblichkeit.

Dieser keilschriftlichen babylonischen Sintflutsage gegenüber steht nun der bekannte biblische Sintflutbericht in Gen. 6—9, den ich ja wieder im allgemeinen als bekannt voraussetzen darf. Doch ist es für ein richtiges Verständnis der biblischen Sintfluterzählung vor allem notwendig, die Thatsache scharf ins Auge zu fassen, daß wir hier keine einheitliche Erzählung vor uns haben, sondern einen aus zwei verschiedenen Quellen vielfach allerdings ganz geschickt zusammengearbeiteten Bericht. Und zwar sind dies wieder die beiden gleichen Quellenschriften des priesterlichen Schriftstellers aus der Zeit des Exils und des sog. Jahvisten aus der Königszeit, denen wir schon früher bei der Schöpfung, beim Paradies und bei den Ur-

vätern begegnet waren. Wie in diesen früheren Fällen, so unterscheiden sich auch hier bei der Sintflut die beiden Erzähler, der jahvistische und der priesterliche, nicht bloß durch den Gebrauch der beiden verschiedenen Gottesnamen Jahve und Elohim, wonach sich die Scheidung der beiden Quellen auch schon rein mechanisch bis zu einem gewissen Grade vornehmen läßt; sondern auch abgesehen hiervon ist der Stil der beiden Quellenschriften ein sehr verschiedener, der des Jahvisten mehr volkstümlich und urwüchsig, der des priesterlichen Verfassers wieder der peinlich genaue Gelehrtenstil, der in vielen Punkten deutlich den späteren Schriftsteller verrät. Doch ist zu bemerken, daß andrerseits dieser priesterliche Verfasser gerade hier in der Sintflutgeschichte auch eine Reihe recht altertümlicher Züge bewahrt hat.

Es würde nun freilich viel zu weit führen, wollte ich hier die beiden Rezensionen, die jahvistische und die priesterliche, in ihrer Ähnlichkeit und ihrer Verschiedenheit vollständig behandeln. Ich muß mich vielmehr darauf beschränken, nur einige wesentliche und speziell gerade für den Vergleich mit der babylonischen Sage wichtige Punkte namhaft zu machen, in denen der jahvistische und der priesterliche Bericht charakteristisch von einander abweichen.

Da kommt vor allem die Zeitdauer der Flut in Betracht. Nach dem Jahvisten währt die eigentliche Flut 40 Tage und Nächte, während derer unaufhörlich Platzregen auf die Erde niederströmt. Es bedarf alsdann noch eines Zeitraumes von dreimal sieben Tagen, während welcher die Vögel ausgeschickt werden, bis sich die Wasser soweit wieder verlaufen haben, daß Noah die Arche verlassen kann. Anders beim priesterlichen Erzähler. Nach diesem dauert die Sintflut von ihrem Beginn bis zur völligen Abtrocknung der Erde 365 Tage, d. h. gerade ein volles Sonnenjahr, wovon 150 Tage auf das Zunehmen der Wasser kommen. — Ferner hat speziell die jahvistische Quelle, und nur diese, die charakteristische Erzählung von der Vogelaussendung, die sich so besonders eng mit dem keilschriftlichen Berichte berührt. Ebenso hat dieselbe Quelle das Opfer Noahs beim Verlassen der Arche und das Riechen des Opferduftes von seiten Jahves, entsprechend dem gleichen Zuge in der babylonischen Sage. Aber auch die priesterliche Quelle, die uns übrigens vollständiger vorliegt, hat Züge, die sich besonders nahe mit der babylonischen Tradition berühren, so z. B. bei dem Bau der Arche die Angabe, daß die Arche von außen und innen mit Erdpech verpicht wurde, wobei geradezu auch dasselbe Wort für Erdpech ge-

braucht wird, wie in dem babylonischen Berichte. Auch sonst hat der priesterliche Erzähler eine Reihe recht altertümlicher Züge, so z. B. den Regenbogen als Friedenszeichen nach der Sintflut.

Daß nun diese beiden biblischen Sintflutberichte und die babylonische Sintflutsage aufs engste miteinander verwandt sind, liegt klar auf der Hand und bedarf nicht erst eines eingehenden Beweises. Es frägt sich nun bloß wieder, wie wir uns das Verwandtschaftsverhältnis zu denken haben. Auch hier kommen rein theoretisch die drei Möglichkeiten in Betracht, erstens, daß die Babylonier die Sage von den Israeliten entlehnt haben könnten, sodann, daß es sich um eine gemeinsame Tradition der Babylonier und Israeliten handelte, endlich, daß die Sage bei den Babyloniern einheimisch, bei den Israeliten von jenen erst entlehnt wäre.

Der erste Fall, daß die Sintflutsage bei den Israeliten originell, bei den Babyloniern von diesen entlehnt wäre, scheidet wieder, wie entsprechend bei der Schöpfungsgeschichte, aus kultur- und religionsgeschichtlichen Erwägungen von vornherein aus. Es genügt hierfür einfach darauf hinzuweisen, daß die babylonische Sintflutsage bereits als Litteraturprodukt eines in der Kultur sehr hochstehenden und die Kultur des ganzen übrigen vorderen Orients beherrschenden Volkes zu einer Zeit vorliegt, in der die Israeliten noch als unkultiviertes Nomadenvolk in der syrisch-arabischen Wüste umherzogen. Übrigens haben wir die babylonische Sintflutsage jetzt nicht mehr ausschließlich in den späteren assyrischen Abschriften aus der Bibliothek Assurbanipals im 7. Jahrhundert v. Chr. vor uns; sondern vor einigen Jahren ist auch eine jetzt im Privatbesitz eines Pariser Gelehrten befindliche Thontafel gefunden worden, die laut Unterschrift und nach dem ganzen Charakter ihrer Schrift bereits aus dem 21. Jahrhundert v. Chr. Geb. stammt und ebenfalls bereits von dem Sintfluthelden Atrachasis handelt.

Dagegen könnte ja an und für sich wieder wohl die Möglichkeit in Betracht kommen, daß hier bei der Sintflutsage eine gemeinsame Tradition vorläge, die wir einerseits in der spezifisch israelitischen, andererseits in der spezifisch babylonischen Ausgestaltung vor uns hätten. Ist doch, so pflegt man hier gerne geltend zu machen, die Sintflutsage auch sonst vielfach verbreitet und könnte darum wohl eine vielen Völkern gemeinsame Tradition darstellen, an der eben auch die Israeliten und Babylonier, ein jedes von beiden in seiner Weise, partizipiert hätten. Solchen etwas sehr allgemein gehaltenen Schlußfolgerungen gegenüber ist es aber doch notwendig,

im Auge zu behalten, daß eben nur die biblische und die babylonische Sage eine so enge Berührung miteinander aufweisen — z. B. bei der Vogelaussendungsepisode, aber auch sonst —, daß eine historische Zusammengehörigkeit unmittelbar in die Augen springt. Wir müssen uns daher darüber klar sein, daß die nächste Frage nicht die sein kann, wie sich die israelitische und die babylonische Sintflutsage zu den übrigen Sintflutsagen verhalten, sondern vielmehr die, in welchem Verhältnis gerade eben diese beiden, die babylonische und die israelitische Sage, zueinander stehen. Da kommen aber eine ganze Reihe von Punkten in Betracht, die darauf hinweisen, daß die Sintflutsage im Volke Israel nicht einheimisch, vielmehr erst von den Babyloniern entlehnt ist.

Zunächst läßt sich bei einer kritischen Betrachtung der biblischen Urgeschichte feststellen, daß ein Strom der israelitischen Tradition, und zwar gerade der altertümlichste und am meisten spezifisch palästinensisch gefärbte, von einer Sintflut überhaupt nichts weiß, sondern sich die Entwickelung der Menschheit von der Schöpfung an kontinuierlich verlaufend vorstellt, ohne eine solche radikale Unterbrechung, wie sie die Flut darstellt. Diese Überlieferung kennt auch einen Noah; aber Noah ist für diese Traditionsschicht nicht der Held der Sintflut, sondern vielmehr der Begründer des Weinbaues, ähnlich wie dieselbe Überlieferung anderwärts von einem ersten Städtebauer, ersten Schmied, ersten Musikanten, ersten Hirten u. s. w. zu erzählen weiß. Wenn so die älteste israelitische Tradition, die wir verfolgen können, überhaupt nichts von einer Sintflut weiß, so wird es schon dadurch allein äußerst unwahrscheinlich, daß die Sintflutsage bei den Israeliten ursprünglich zu Hause war.

Ferner macht der babylonische Bericht, was die Zeitdauer der Flut betrifft, einen natürlicheren, ursprünglicheren Eindruck, als die beiden biblischen. Nach der babylonischen Sage dauert die eigentliche Sintflut nur sieben Tage. Weitere sieben Tage, während welcher das Schiff auf dem Berge Nißir aufsitzt, bedarf es dann noch, bis sich die Wasser allmählich wieder verlaufen. Dagegen kennt bereits der jahvistische Bericht der Genesis 40 Tage Regen und weitere dreimal sieben Tage bis zum Austritt aus der Arche; ganz zu geschweigen von den auf einer bestimmten Theorie beruhenden 365 Tagen, die der priesterliche Schriftsteller für die Dauer der Flut in Anrechnung bringt. — Und so ließen sich noch manche weitere Punkte anführen, in denen die babylonische Sage offenbar die größere Ursprünglichkeit gegenüber der biblischen aufweist. Vor

allem aber führt das ganze Lokalkolorit der Sage auf das untere Babylonien als ihre Heimat. Denn, mag in der Sintflutsage ein historischer Kern enthalten sein oder nicht, jedenfalls entspricht die äußere Form der Sage nur einer solchen geographischen Lage, wie sie von den in Betracht kommenden Ländern allein die Alluvialgegend des unteren Euphrat-Tigris Landes bietet. So spricht also in der That alles dafür, daß die Sage bei den Babyloniern einheimisch, bei den Israeliten von jenen erst entlehnt ist.

Welches ist nun wohl der Ursprung dieser babylonischen Sintflutsage? Haben wir hier, wenn natürlich auch mit entsprechender Ausschmückung, die dunkle Kunde von einem wirklichen historischen Ereignis vor uns? Die Möglichkeit wird ja allerdings zuzugeben sein, daß die speziellen Farben in der Ausmalung dieser babylonischen Sage hergenommen sein könnten von verheerenden Überschwemmungen, wie solche das Tiefland Babylonien manchmal betroffen haben, vielleicht einmal in besonders starkem Maße.

Aber der letzte Ursprung der Sage ist, nach allem, was wir sonst über Sagen- und Mythenbildung, speziell auch bei den Babyloniern, wissen, sicher nicht in dieser Richtung zu suchen. Vielmehr gilt da etwas ähnliches, wie beim Paradies, daß nämlich die Sintflut im letzten Grunde nicht auf der Erde, sondern am Himmel zu Hause ist. Der Sintflut-Heros, der im Schiff oder in der Arche dahinfährt, ist ursprünglich der Sonnengott, der über den Himmelsozean hinfährt. Daß diese ursprünglich himmlische Fahrt des Sonnengottes später von einem menschlichen Heros und irdischem Gewässer verstanden wurde, entspricht ganz den sonstigen Gepflogenheiten der Sagenentwickelung; ja wir haben in dem Zug der babylonischen Sage, nach welchem der Sintflut-Heros am Schlusse zu den Göttern entrückt wird, noch eine deutliche Rückerinnerung daran, daß es sich bei diesem ursprünglich eben um eine göttliche Figur handelt. Ähnlich liegt die Sache bei Deukalion in der griechischen und bei Manu in der indischen Flutsage, wie dies Usener in seinem Buche über die Sintfluthsagen überzeugend nachgewiesen hat.

Auch die weitere Entwickelung des ursprünglichen Mythus, daß nämlich die Sintflut auch zur Sündflut wurde, zu einem Strafgerichte über die verderbte Menschheit, ist recht wohl verständlich. Hier haben ebenfalls Useners Ausführungen sehr Klarheit in die Sachlage gebracht. Das Strafgericht ist ein zweites Sagenmotiv, das ursprünglich mit dem mythischen Bilde der Fahrt des Sonnengottes nichts zu thun hat, das aber mit diesem die Flut gemeinsam

hat. So sind weit verbreitet die Sagen, welche den Ursprung von Seen oder das Versinken von Städten aus dem Zorne Gottes über ruchlose Menschen herleiten. Aus dem klassischen Altertum gehört hierher die bekannte Erzählung von Philemon und Baucis. Aus der biblischen Tradition ist zu erinnern an die Sage vom Untergang Sodoms und Gomorrahs. Indem nun in der griechischen, wie in der babylonisch-israelitischen Sage dieses zweite Motiv mit dem ersten von der Fahrt des Sonnengottes, veranlaßt durch die in beiden vorkommende Flut, kombiniert wurde, ergab sich die neue, kompliziertere Form der Sage, bei der die Sintflut zugleich eine Sündflut ist.

Es bleibt für uns nun noch die Frage übrig, zu welcher Zeit wohl die Israeliten die Sintflutsage von den Babyloniern übernommen haben. Auch hier ist es wieder nicht geraten, diese Frage isoliert für die Sintflutsage zu beantworten. Vielmehr, nachdem wir nun gesehen haben, wie bei der Schöpfung, bei der Paradiesesgeschichte, bei der Tradition von den Urvätern und bei der Sintflut jedes mal babylonische Stoffe zu Grunde liegen, die von den Israeliten erst entlehnt worden sind, so ist es methodisch das einzig richtige Verfahren, diese sämmtlichen urgeschichtlichen Sagen als einen zusammenhängenden Traditionsstoff zu betrachten, mit dem die Israeliten zu einer bestimmten Zeit bekannt geworden sind. Ich habe nun schon wiederholt hervorgehoben, daß wir diese Zeit aus verschiedenen Gründen relativ recht früh ansetzen müssen, weil sich schon in den ältesten oder wenigstens in recht alten Stücken des Alten Testaments Bekanntschaft mit diesen babylonischen urgeschichtlichen Stoffen zeigt und weil wir eine lange Entwickelungszeit dieser Sagen in Israel selbst annehmen müssen, bis sie die vom Babylonischen doch recht verschiedene und vom Geiste des Monotheismus durchdrungene Form erhielten, in der sie jetzt vorliegen.

Noch bis vor zwölf Jahren wären wir nun nicht imstande gewesen, eine befriedigende Antwort auf die Frage nach der Zeit und der Art und Weise zu geben, in der die Israeliten in den Besitz dieser urgeschichtlichen babylonischen Sagen gekommen sind. Das ist anders geworden, seitdem im Jahre 1888 der überraschende Thontafelfund von Tell el Amarna gemacht wurde, über welchen C. Niebuhr in Heft 2 des ersten Jahrganges dieser Sammlung ausführlich berichtet hat. Nicht sowohl aber der Inhalt der hier zum Vorschein gekommenen Briefe ist für unsere Frage von Wichtigkeit, als vielmehr die Thatsache an und für sich, daß in dieser

frühen Zeit, um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, ein solcher reger internationaler Verkehr zwischen Babylonien und dem Westen, speziell Palästina und Ägypten, stattfand; und ferner, daß bei diesem Verkehr gerade die babylonische Schrift und Sprache eine solche Rolle spielte. Babylonische mythologische Texte wurden damals aber geradezu als Übungsstücke benutzt, die dem Ägypter und Palästinenser zur Erlernung des Babylonischen dienten. Natürlich mußte dabei gleichzeitig auch manches von dem Inhalte dieser Sprachübungstexte in das Bewußtsein der Lernenden übergehen. Und nun will es der Zufall, daß gerade einer dieser mythologischen Texte aus dem Tell el-Amarna-Fund jener Adapa-Mythus ist, der der biblischen Paradiesesgeschichte so nahe steht!

Wenn irgend eine Zeit, so ist also gerade diese Periode in der Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends gewiß diejenige, in der wir am allerersten ein Einströmen babylonischer Mythen, speziell der urgeschichtlichen Mythen, nach Palästina erwarten können. Und diese Periode fällt auch früh genug, um Zeit zu lassen für die lange Entwickelung, welche die Mythen erst auf palästinensischem Boden selbst durchgemacht haben müssen, bevor sie diejenige Gestalt erhielten, in der sie uns jetzt in der hebräischen Litteratur entgegentreten. Damit hängt aber weiter zusammen, daß die Israeliten diese Mythen aller Wahrscheinlichkeit nach erst von den Kanaanäern übernommen haben. Denn damals waren ja die Israeliten selbst noch nicht im Lande oder fingen gerade erst an, sich festzusetzen.

* * *

Es könnte manchem Leser der vorstehenden Ausführungen vielleicht beklagenswert erscheinen, daß der Gang der Wissenschaft dazu zwingt, Ansichten fallen zu lassen, die manchem lieb geworden sind und durch jahrtausendelange Tradition geheiligt erscheinen. Demgegenüber darf aber andererseits wohl auch darauf hingewiesen werden, daß bei einem Stoffe, wie der biblischen Urgeschichte, gerade durch die richtige historische Erkenntnis der vorausgegangenen, wie auch immer gearteten Entwickelung um so deutlicher hervortritt, eine wie unvergleichlich hohe Stufe das religiöse Bewußtsein in Israel gegenüber allen anderen Völkern des Altertums erreicht hat.

Inhalt.

2. Jahrgang.

Preis des Jahrganges (4 Hefte) 2 M., geb. 3 M.

Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen herausgegeben von der Vorderasiatischen Gesellschaft.

Heft 4.

Einzelpreis jedes Heftes 60 Pfennig.

Die Phönizier

Von

Wilhelm Freiherr v. Landau

Dr. phil.

Leipzig

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung

1901

Die Vorderasiatische Gesellschaft

bezweckt die Förderung der vorderasiatischen Studien auf Grund der Denkmäler. Sie giebt wissenschaftliche „Mitteilungen“ und gemeinverständliche „Darstellungen“ heraus. Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 10 Mark.

Die „Mitteilungen“ (Verlag von W. Peiser in Berlin) erscheinen in zwanglosen Heften, für Mitglieder unberechnet, Jahrespreis für Nicht-Mitglieder seit 1898 15 Mark.

1. Jahrgang (1896) 12 M.; 2. Jahrgang (1897) 24,50 M.; 3. Jahrgang (1898) 15 M.; 4. Jahrgang (1899) 15 M.; 5. Jahrgang (1900) Heft 1: W. Max Müller, Studien zur vorderasiatischen Geschichte; Heft 2: F. E. Peiser, Studien zur orientalischen Altertumskunde; Heft 3: Wilhelm v. Landau, Neue phönizische und iberische Inschriften aus Sardinien; Heft 4/5: L. Messerschmidt, Corpus inscriptionum Hettiticarum.

Die „Darstellungen“ führen den Haupttitel **„Der alte Orient“** (Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig); jährlich erscheinen 4 Hefte zu je 2 Bogen. Preis eines Heftes 60 Pf.; eines Jahrgangs 2 M., geb. 3 M. Für Mitglieder der Gesellschaft Vorzugspreise laut Bekanntmachung in den geschäftlichen Mitteilungen 1899, II.

Der erste Jahrgang enthielt:

1. Hugo Winckler, Die Völker Vorderasiens.
2. Carl Niebuhr, Die Amarna-Zeit. Ägypten und Vorderasien um 1400 v. Chr. nach dem Thontafelfunde von El-Amarna.
3. Alfred Jeremias, Hölle und Paradies bei den Babyloniern.
4. Adolf Billerbeck, Der Festungsbau im alten Orient. Mit 7 Abbildungen.

Der zweite Jahrgang:

1. Hugo Winckler, Die politische Entwickelung Babyloniens und Assyriens.
2. Alfred Wiedemann, Die Toten und ihre Reiche im Glauben der alten Ägypter.
3. Heinrich Zimmern, Biblische und babylonische Urgeschichte.

Im dritten Jahrgang wird zunächst Freiherr Felix v. Luschan über die Ausgrabungen des Deutschen Orientkomitee's in Sendschirli und H. Winckler über das Weltsystem der Babylonier schreiben.

Die Phönizier

Von

Wilhelm Freiherr v. Landau
Dr. phil.

Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1901

Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

2. Jahrgang, Heft 4.

Bis zur Wiedererschließung der Denkmäler und Urkunden der uralten Kulturvölker am Nil und Euphrat durch die Entzifferung der Hieroglyphen und Keilinschriften hat unsere Kenntnis und Anschauung von dem, was man „Altertum" zu nennen pflegt, völlig unter dem Einflusse der griechischen und römischen Geschichtschreibung gestanden, vervollständigt, aber kaum verbessert, durch die Heranziehung der biblischen Nachrichten, welche in allem, was über den Gesichtskreis des für das materielle Kulturleben Vorderasiens bedeutungslosen Volkes Israel hinauslag, eher selbst der Aufklärung bedürftig waren, als sie solche brachten. Unsere Vorstellung der alten Geschichte, d. h. von der Entwickelung der Völker und Staaten, welche in ununterbrochener, unmittelbarer Beziehung zu dem Kulturkreis des Mittelmeeres und damit unserem eigenen stehen, hat durch die Erschließung jener Zeugen eines noch immer fabelhaft erscheinenden Altertums einen Umschwung erfahren, wie die geographischen Anschauungen durch die Entdeckungsfahrten des 15. und 16. Jahrhunderts. Was man von der Bedeutung Babyloniens und Assyriens vorher wußte, kann man im Vergleich mit der wichtigen Rolle dieser Länder als nichts bezeichnen, und die Vorstellung über Ägypten, das den Kulturvölkern des Mittelmeeres näher gelegen war, war vielleicht lebhafter aber darum nicht richtiger. Eine richtige Schätzung ihrer Bedeutung ist erst durch das Verständnis der Denkmäler der Länder selbst ermöglicht worden, und damit wird mehr und mehr dem Dunkel entrissen, was zwei Jahrtausende lang der Vergessenheit angehört hatte. Gegenüber dem dritten Kulturkreis (vergl. Jahrgang 1, Seite 19), dem hettitischen, stehen wir jetzt fast auch noch nicht besser da. Waren so die wirklichen Vertreter der asiatischen Kultur durch die auf die Anschauung der klassischen Völker gegründete Vorstellung mehr als stiefmütterlich behandelt, so ist ein Volk des Orients auf Grund derselben Nachrichtengattung eher zu gut als zu schlecht weggekommen: die Phönizier.

Das hat seinen sehr einfachen Grund in der Lage ihres Landes und der Zeit ihrer Blüte. Sie sind die Vermittler des Handels und Verkehrs der europäischen Mittelmeerländer in der Zeit vom Erwachen Griechenlands bis tief in die hellenistische Periode hinein gewesen, und darum dem Griechen und dem ihm folgenden Römer in vieler Beziehung als Vertreter der altorientalischen Kultur überhaupt erschienen. Als im 8. und 7. vorchristlichen Jahrhundert das Griechentum seine Eroberung der Küstenländer des Mittelmeeres begann, als seine Schiffe anfingen die See zu beherrschen, da fand man im Besitze dessen, was man zu erreichen suchte, die Phönizier und ihre Kolonien. Von allem, was in deren Rücken lag, von den Ursprüngen der Kultur, welche jene mächtig gemacht hatte und sie trug, erfuhren höchstens auserwählte Geister, welche im Drang nach Wissen bis zur babylonischen Quelle vorgedrungen waren, wie es beispielsweise für Pythagoras bezeugt wird. Was man aus den verstreuten Angaben des klassischen Altertums herauslas, wurde dann in natürlicher Überschätzung, welche durch die Unkenntnis des wahren alten Orients verstärkt wurde, übertrieben, und so entwickelte sich eine Anschauung, welche die Bedeutung der Phönizier weit überschätzte und so lange überschätzen mußte, als die Vergangenheit der großen und herrschenden Kulturvölker das Dunkel deckte. Das Bild, welches das über den alten Orient neu aufgehende Licht uns enthüllt, ist daher ein wesentlich anderes, als es der im Umlauf befindlichen Vorstellung entspricht. Vielleicht weniger wunderbar und weniger leicht zu überblicken, dafür aber — wahrer.

Schon eine Betrachtung des Landes, welches die Phönizier das ihrige nennen, zeigt, daß es nicht Sitz einer selbständigen Kultur sein und nicht aus eigener Kraft die Meere beherrschen kann. Von Norden nach Süden in einer Ausdehnung von etwa 50 Meilen ist das eigentliche Phönizien nicht vielmehr als ein Küstenstrich, der im Rücken vom Libanon begrenzt wird, dessen Fuß sich in geringster Entfernung von der Küste, selten mehr als etwa eine halbe Stunde entfernt, und sich oft bis an sie herantretend, jäh erhebt. Daß dieser schmale Strich keine welterobernde Kultur entwickeln kann und daß sein wenig umfangreiches gebirgiges Hinterland ihm nicht die Menschenmenge zu einer Herrschaft über das Mittelmeer zu liefern vermochte, liegt auf der Hand, und würde auch dann einleuchten, wenn nicht manche neu erschlossene Quelle uns das meerbeherrschende Tyrus und Sidon in einer Rolle zeigen würde, wie sie diesen kleinen Verhältnissen eher entspricht.

In der großen semitischen Völkerfamilie, deren Auftreten zum größten Teil die Geschichte des vorderen Orients ausfüllt, gehören die Phönizier derjenigen Gruppe an, welche bis jetzt als die zweite von den vieren anzusehen ist, die aus der Völkerkammer Arabien hervorgebrochen sind, um die vorderasiatischen Kulturländer zu überschwemmen (Jahrgang 1, Seite 12.) Wenn die große Einwanderung als eine genaue Parallelerscheinung der im vollen Lichte der Geschichte liegenden arabischen, wie sie uns in den Eroberungen des Islams entgegentritt, die verschiedenen Teile ihrer Völkermassen zugleich nach den Euphratländern, nach Syrien, Palästina und in das Nilthal (Hyksoseroberung), und sogar über das Meer an die nordafrikanischen Küsten gesandt hat, so bilden die Phönizier davon nur einen geringen Teil, einen nicht viel größeren als das Volk Israel und so manche Gruppe derselben Einwanderung, deren Name uns verloren gegangen ist. Selbst das Land Kanaan, in dem sie ihre Sitze haben, gehört ihnen nicht allein, und mit so manchen andern verwandten Völkern bilden sie daher innerhalb des großen Völkerzweiges eine besondere Gruppe, deren Geschichte wir erst kennen lernen, nachdem sie auf kanaanäischem Boden sich festgesetzt haben.

Innerhalb dieser Gruppe, soweit wir von ihr etwas wissen, müssen die Phönizier die ersten Einwanderer gewesen sein. Denn da die Einwanderung aus dem Innern des Landes erfolgte, wir auch im Laufe der Geschichte sehen, daß die stammverwandten Völker, darunter die Israeliten, von dort aus vordrangen, so müssen die Küstenbewohner vor den in ihrem Rücken sitzenden eingezogen sein, indem sie ihre Wohnsitze unter dem Drucke der nachdrängenden stammverwandten Massen, eroberten. Es erklärt sich aus der Natur der Dinge, daß weder sie selbst daran dachten, das Hinterland zu erobern, wo einzelne Völker in ihren Bergen Schutz ihrer Selbständigkeit fanden, noch daß umgekehrt diese den Küstenstrich an sich zu reißen vermochten, nachdem einmal Stillstand in die große Bewegung gekommen war. Die reichen Hafenstädte, im Besitze einer überlegenen Kultur und von deren Machtmitteln, konnten dem rückständigen Bewohner des Hinterlandes einen Widerstand entgegensetzen, gegen den rohe Kraft allein nichts vermochte. Haben sie ja doch sogar den Heeren der Assyrer und Babylonier, denen der große vordere Orient unterlegen war, erfolgreich widerstanden.

Damit entsteht die Frage nach dem Ursprung dieser kulturellen Überlegenheit, die Frage, ob die Hauptsitze der Phönizier, von denen aus sie das Küstenland beherrschten und den Verkehr zur See an

sich rissen, erst phönizische Gründungen sind, oder ob diese bei ihrer Einwanderung bereits die Städte mit ihrer Kultur und als Vermittler eines Verkehrs vorfanden, ob also die Phönizier die ersten Bewohner des Landes geworden sind, welche dort eine Kultur entwickelten, oder ob sie bereits Vorhandenes sich aneigneten.

Wenn wir die Hochflut der Einwanderung, welche sie in ihre Wohnsitze führte, in das dritte Jahrtausend verlegen, in eine Zeit, wo die Reiche am Euphrat und Nil bereits eine Geschichte hinter sich hatten, deren Anfänge wir noch nicht zu erkennen und abzuschätzen vermögen, so ist es von vornherein undenkbar, daß das Land zwischen beiden von ihrer Kultur unberührt geblieben wäre. Große Kulturstaaten können nicht so dicht bei einander bestehen ohne auf ihre Nachbarländer hinüberzugreifen und selbst miteinander in freundliche und feindliche Berührung zu kommen. Soweit wir daher die Geschichte überhaupt verfolgen können, ist Syrien und Palästina, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten den Angriffen der Reiche am Euphrat- und Nilgebiete ausgesetzt gewesen, und sie haben mit kurzen Ausnahmen unter deren politischen, stets aber unter ihrem kulturellen Einfluß gestanden. Was aber von der Mitte des 3. Jahrtausends an, wo in Babylonien die den Phöniziern stammverwandte Einwanderung zur Herrschaft kam, wie zur Zeit der Pharaonen der 18. und 19. Dynastie, unter einem Scheschonk in Ägypten, den Assyrerkönigen des 9. und 8. Jahrhunderts, unter Nebukadnezar, in der hellenistischen Zeit in den Kämpfen zwischen Ptolomäern und Seleuciden, durch die ganze Zeit des Islam hindurch bis auf die Unternehmungen Mehemet Alis gegen die hohe Pforte in unserem Jahrhundert, der Fall gewesen ist, das müssen wir von vornherein auch für diejenige Vorzeit voraussetzen, wo bereits Staaten mit hoher Kultur am Nil und Euphrat blüten und Verkehr miteinander unterhielten. Auch damals müssen Schiffe von den Häfen der phönizischen Küste nach Ägypten hinübergegangen sein, gerade wie es uns im 2. Jahrtausend die Amarnabriefe bezeugen.

Also auch in vorphönizischer Zeit müssen die Städte, welche durch ihre Bedeutung als Hafen- und Handelsplätze ihren Bewohnern eine bevorzugte Stellung gegenüber der Bevölkerung des Hinterlandes verliehen, bereits ihre Rolle gespielt haben. Wie die einwandernden Israeliten bereits ein kultivirtes Land mit einer höher entwickelten Bevölkerung, welche in festen Städten wohnte, vorfanden, so auch die Phönizier bei der Eroberung ihres Landes.

Diese Annahme allein giebt uns die Erklärung der Rolle, welche sie in der Folgezeit im Mittelländischen Meere gespielt haben. Es ist völlig undenkbar, daß die Ansiedlungen, welche an der nordafrikanischen und vielleicht auch an der spanischen Küste als Kolonien der Phönizier gelten, wie man stets angenommen hat, bloße „Handelsfaktoreien" von Tyrus und Sidon gewesen seien. Aus solchen Anfängen entwickelt sich keine Kolonie, welche einer großen Bevölkerung Aufnahme bietet und sich schließlich zu einem eignen Volk auswächst, wie es die Punier gewesen sind. Man hat wenigstens richtig darauf hingewiesen, daß aus den Handelsniederlassungen von Portugiesen, Holländern, auch der Engländer in Indien, kein Volk hervorgeht, welches im neuen Lande eine eigene Entwickelung durchmacht und durch Verwachsen mit dem Boden eine besondere Eigenart ausbildet. Nur durch eine Auswanderung, eine Eroberung der neuen Heimat mit Schwert und Pflug, wie es das Beispiel der nordamerikanischen Kolonisation zeigt, kann ein ganzes Volk ein Land für sich in Besitz nehmen und dort eine neue Heimat finden. Auf demselben Boden bietet uns daher die islamische Eroberung eine Erscheinung, nach welcher wir die sogenannten phönizischen Kolonien auch zu beurteilen haben.

Nun ist aber wieder völlig unmöglich, daß das kleine Phönizien, mit seinem bereits geschilderten geringen Umfang und einer dementsprechend wenig zahlreichen Bevölkerung die Menschenmassen hervorgebracht und abgestoßen hätte, welche an der nordafrikanischen Küste die Ansiedlungen hätte gründen und behaupten können, die als punische oder karthagische eine Bedeutung gewonnen haben, welche die des Mutterlandes zweifellos überwogen hat. In diesem Punkte unterscheidet sich die islamische Parallele, denn die muhammedanische Eroberung Nordafrikas und Spaniens hatte als Rückhalt die Herrschaft über den größten Teil des vordern Orients und bildete ein Abflußrohr für die Völkermassen des weiten Arabien. Und doch kann nicht daran gezweifelt werden, daß die afrikanischen Kolonien in einem engen Verhältnis zu den Phöniziern gestanden haben. Das beweisen Sprache und Überlieferung mit völliger Sicherheit und das wird von den Karthagern noch bis in die vollkommen im Lichte der Geschichte liegenden Zeiten dadurch zum Ausdruck gebracht, daß sie alljährlich nach Tyrus einen Tribut zahlen, als Geschenk für die Gottheit ihres Mutterlandes. Sie selbst fühlten sich also als Kolonie der Phönizier und eine Entstehung dieses Brauches ohne thatsächliche Grundlagen wäre undenkbar. Aus dieser

Schwierigkeit führt uns nur die Annahme heraus, daß die erobernden, aus dem Hinterlande an die Küste vordringenden Phönizier dort bereits ältere Kultursitze vorfanden, welche Verbindungen über das Meer hinüber unterhielten. Von diesen aus, und im Besitze von Hilfsmitteln, konnte die noch im Fluß befindliche Einwanderung ihre Massen auch über das Meer hinüberführen, sodaß also die Besetzung Phöniziens und Nordafrikas sich im wesentlichen als eine große Völkerbewegung darstellt, wobei wir leider noch keinen Einblick in deren Verhältnis zu der gleichzeitigen Besetzung Ägyptens und der Euphratländer durch die Massen derselben großen Einwanderung haben.

Die Ansiedlung der „Punier“ an den westlichen Küsten des Mittelmeeres erscheint uns also als eine Teilerscheinung der großen Einwanderung, welche die Phönizier selbst in ihr Land geführt hat, nicht als eine durch den Handelsverkehr herbeigeführte Ausbreitung der längst ansässigen und als Volk im späteren Sinne entwickelten Phönizier. Soweit die Massen der gleichen großen Wanderung nach Ägypten und Babylonien geführt wurden, unterlagen sie den Entwickelungsgesetzen der großen Kulturen, sie gingen in der dortigen Bevölkerung auf, indem sie dieser neue Kräfte zuführten; in Phönizien wie in Nordafrika hat sich die Eigenart der dorthin eingewanderten Teile dieser Gruppe der Semiten am verhältnismäßig reinsten erhalten und weiter entwickelt. Wenn aber in den beiden den vordern Orient beherrschenden Reichen diese Eroberer bald zu Ägyptern oder Babyloniern wurden, also von einem bestimmenden Einfluß der Rasse in ihrer Eigenart auf die Weltgeschichte für die Dauer nicht gesprochen werden kann, so muß von den beiden Schauplätzen, wo diese Eigenart sich selbständig entwickelt, das sogenannte Mutterland hinter den angeblichen Kolonien zurücktreten, wenn wir ihre Bedeutung für den Gang der Weltgeschichte festzuhalten suchen. Nicht die Phönizier haben bestimmend in deren Verlauf eingegriffen, wohl aber die Karthager, als Beherrscher des westlichen Mittelmeerbeckens und als das Staatswesen, welches mit Rom um die dortige Herrschaft gekämpft hat. Karthago mußte beseitigt werden, ehe Rom seine Weltherrschaft erringen konnte.

Es ist also nicht der stärkste und nicht der bedeutungsvollste Teil derjenigen semitischen Völkergruppe, deren Auftreten das dritte vorchristliche Jahrtausend sah, welcher in Phönizien sitzen geblieben ist, und dessen Schicksale auf dem Boden dieses Landes uns die wieder zugänglich werdenden Quellen des alten Orients richtiger

erkennen lassen, als die verdunkelte Überlieferung des klassischen Altertums es ermöglicht hatte. Immerhin ist ihre Rolle als zeitweiser Beherrscher des östlichen Mittelmeerbeckens von Bedeutung für das in die Geschichte eintretende Griechenland gewesen, und zweifellos wird von den noch zu erwartenden Aufschlüssen über die Geschichte Phöniziens auch noch manches Licht auf die Zeiten fallen, welche vor der griechischen Geschichtschreibung liegen. Wie die größere Bedeutung der westlichen Punier in dem Kampfe mit dem zur Weltherrschaft ausholenden Rom zum Ausdruck kommt, so die der Phönizier in dem entsprechenden Kampfe, welchen sie mit dem sich ausdehnenden Griechentum um die Beherrschung ihres Interessengebiets auszufechten hatten. Von den Einzelheiten und den Gestaltungen dieses Kampfes wissen wir nichts; zu Zusammenstößen nach der Art der punischen Kriege Roms ist es dabei kaum gekommen. Zu den Zeiten, wo dieser Kampf nach stand, gab es keine hellenische Großmacht und auf Seiten Phöniziens erhielt er ein anderes Aussehen dadurch, daß dieses dauernd unter die Oberhoheit der großen vorderasiatischen Reiche, Assyriens, Neubabyloniens und Persiens kam. Gegen das nach außen als einheitliche Macht auftretende Griechenland kämpften die Phönizier nur noch als Unterthanen Persiens.

Phönizien nennen wir das Land und Phönizier das Volk nach dem Sprachgebrauch des klassischen Altertums in geschichtlicher Zeit. Der Ursprung des Namens ist dunkel und die auf denselben Ursprung zurückgehende Benennung der nordafrikanischen Stammverwandten als Punier ist auch nicht geeignet, uns eine Erklärung zu geben. Es wäre nicht undenkbar, daß eine Bezeichnung zu Grunde liegt, welche in die Zeiten hinaufreicht, wo die Phönizier derjenigen geschichtlichen Zeit, welche wir sogleich bestimmen werden, noch nicht ihre Organisation erhalten hatten. Eine Erklärung als das „Palmenland“, weil phoinix griechisch die Dattelpalme bezeichnet, ist schon aus dem einfachen Grunde hinfällig, daß in Phönizien die Dattelpalme nicht gedeiht.

Seinen Ursprung in der Bezeichnung einer vorgeschichtlichen, oder doch wenigstens uns noch unbekannten Zeit kann der Name aber, wenn wir ihn nicht als rein griechische Bezeichnung ansehen wollen, nur deshalb haben, weil mit der Zeit, wo unsere Quellen fließen, die einheimische Bezeichnung, deren sich auch die Hellenen

bedienen, nicht Phönizier oder etwas ähnliches sondern Sidonier ist. Im achten Jahrhundert nennt die Ilias die den Handel des Mittelmeeres beherrschenden Phönizier Sidonier, und diejenigen Könige von Sidon und Tyrus, welche mehr als eine Herrschaft über ihre eigene Stadt beanspruchten, nannten sich in dieser Eigenschaft „König der Sidonier". Auch das alte Testament spricht von Sidoniern, wenn es die Phönizier als Gesamtheit meint. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß alle diese Angaben, der Zeit angehören, wo Tyrus und Sidon thatsächlich zu einem Reiche vereinigt waren, und dieser Ansatz zu einer größeren Staatenbildung nach außen als überwiegende Vertretung der Phönizier gelten konnte. Deshalb unterscheidet auch das alte Testament neben den Sidoniern noch die Gebaliter und Arvaditer, also die beiden nördlichen Staaten Phöniziens, als besondere Völker. Dieser Unterschied kann auch nicht nur in dem politischen Sonderdasein der zwei oder vielmehr drei Teile begründet gewesen sein, denn auch sprachliche, dialektische Verschiedenheiten, die übrigens selbstverständlich sein würden und auch bei einer politischen Einheit hätten vorkommen müssen, geben eine Unterscheidung von Nord- (Arvad und Gebal) und Süd-Phönizien (Sidon und Tyrus oder „Sidonier") an die Hand.

Die wichtigsten Hafenstädte der Küste bilden ursprünglich, wie natürlich, ebenso viele selbständige kleine Staatswesen für sich. Mit ihrer Aufzählung erhalten wir also diejenigen Küstenpunkte, welche einmal eine selbständige Rolle in der phönizischen Geschichte gespielt haben und von denen nur wenige später zurückgedrängt worden sind, um zum Teil zeitweilig auch wieder emporzukommen, wenn die Verhältnisse ihren Nachbarn und Unterdrückern weniger günstig waren.

Die nördlichste dieser Hafenstädte ist Arvad, auf einer Insel gelegen, (jetzt Ruad). Es wird am wenigstens genannt. Wir erfahren nichts von der Bedeutung seiner Religion und daraus folgt auch, daß es im Einklang mit seiner nördlichen Lage den übrigen Phöniziern ferner gestanden haben muß. In seinem Bereich und größtenteils ihm wohl unterthan, werden einige kleine Städte genannt, darunter namentlich das noch weiter nördlich gelegene Gabala und südlich Zimarra (Simyra) und Arka im Hinterland.

Weiter südwärts an der Küste treffen wir auf Tripolis. Aus der späteren Zeit wird berichtet, es sei ein Bundesort der Phönizier gewesen und habe seinen Namen davon gehabt, daß es als solcher in drei Quartiere der drei Bundesstaaten Tyrus, Sidon und Arvad zerfallen sei. Ob das nicht eine aus dem Namen selbst erst er-

schlossene Angabe ist, muß dahin gestellt bleiben; in vorhellenistischer Zeit erfahren wir nichts von dieser „Dreistadt“, können auch nicht feststellen, ob etwa einer der uns sonst bekannten und noch nicht untergebrachten phönizischen Städtenamen sich damit deckt. Einen solchen haben wir in dem in den Amarnabriefen häufig genannten Sumur, das auch in der assyrischen Zeit als Simirra begegnet und von den Assyrern zum Vorort der in Nord-Phönizien eingerichteten assyrischen Provinz gemacht wurde. Man ist versucht hierin das spätere Tripolis wiederzufinden, doch scheint dessen Lage zu weit nördlich dafür.

Die nächste Küstenstadt ist Botrys, deutlich schon zum Interessengebiet von Gebal gehörig, in vorhellenistischer Zeit ebenfalls noch nicht nachweisbar, wenn es nicht seinerseits das eben erwähnte Sumur ist und dann seinen späteren Namen einer der zahlreichen hellenistischen Umtaufungen verdankt. Danach kommen wir zur Hauptstadt des zweiten Staates oder Stammes, Gebal, dem Byblos der Griechen. In ägyptischer Zeit, in den Inschriften der Pharaonen der 18. und 19. Dynastie, in den Tel-Amarnabriefen, in den Angaben der Bibel und den Nachrichten der Assyrerkönige und von da an ununterbrochen begegnet es als eine Stadt, welche an Bedeutung Tyrus und Sidon nicht nachgestanden hat. Als solche hat sie ihre Selbständigkeit auch dann behauptet, als diese beiden unter einer Herrschaft standen und als einmal die Ansätze zu einem sidonischen oder phönizischen Reiche gemacht wurden. Entsprechend seiner Macht und Selbständigkeit ist es denn auch der Sitz eines Kultes, welcher eher berühmter ist, als der der Gottheiten von Tyrus und Sidon und in dessen Tempel man den Anspruch erhob, den „ältesten“ Göttersitz zu besitzen. Es ist der Tempel der „Baalat-Gebal“, der „Herrin von Gebal“ einer Erscheinungsform der Aschtoret oder Astarte, welche als Prinzip der befruchteten und fruchtbringenden Frühjahrsnatur das Gegenstück bildet zu ihrem männlichen Gegenbilde, dem Tammuz oder Adonis, der die befruchtete Natur zu neuem Leben erweckenden Frühlingssonne. Der eine Stunde südlich von Gebal aus einer tiefen romantischen Gebirgsschlucht strömende Fluß ist ihm geheiligt und führt seinen Namen Adonis (jetzt Nahr Ibrahim). Im Frühjahre bei der Schneeschmelze färbt sich der Fluß durch den eisenhaltigen Boden seines Geländes rot und hierin erblickt der Mythus das Blut des getöteten Adonis. Höher hinauf am Flußlauf befand sich auf dem Gebirge ein Heiligtum des Gottes und an der Quelle, die aus einer Gebirgshöhle als fertiger Fluß her-

vorbricht, ein weiterer berühmter Tempel des Astarte-Adoniskultus (beim heutigen Afka).

Eine natürliche Landesgrenze bildet das Vorgebirge, welches am Südufer des 2 Stunden weiter südlich mündenden „Hundsflusses" (Nahr-el-Kelb, Lykos der Alten) in das Meer hineinragt. Auf einer in den Felsen gehauenen Straße mußte dieses überwunden werden und bildet somit einen leicht zu behauptenden Posten, der zu allen Zeiten eine Rolle als Verteidigungspunkt erfüllt hat. Wer diesen besetzt hatte, dem lag der Küstenweg südwärts nach Sidon und Tyrus, sowie nach Norden offen und der beherrschte damit zugleich die Straßen, die von dort aus nach Damaskus führen.

An diesem Paß, welcher das Thor für die beiden Hälften Phöniziens bildete, hat daher Ramses II. sein Bild mit Inschrift dreimal in die Felsenwand meißeln lassen, und seinem Beispiele sind sechs Assyrerkönige gefolgt. Die Skulpturen sind jetzt fast ganz zerstört; bei der untersten ägyptischen hat es der Führer der französischen Armee im Jahre 1860 geschmackvoll gefunden, seinen Heldennamen über die Inschrift des alten Pharao meißeln zu lassen. Am besten ist die Darstellung und Inschrift Assarhaddons des letzten der hier verewigten Assyrerkönige erhalten. Sie ist im Jahre 670 oder 669 eingemeißelt worden und enthält einen Bericht über die kurz vorher erfolgte Eroberung Ägyptens. Salmanasser II., dessen Darstellung nicht mehr erkennbar ist, hat hier ebenfalls bei seinem Zuge gegen Damaskus im Jahre 842 sich verewigen lassen und nennt uns den Namen des Vorgebirges: Baal-ras (d. h. Baal, Gott des Vorgebirges). Eine Denkschrift Nebukadnezars ist auf der anderen Seite des Flusses, da wo wohl die alte Brücke gestanden haben mag, gefunden worden. Sie befindet sich jetzt unter dem Bogen einer Wasserleitung aus römischer Zeit und wird durch das durchsickernde Wasser immer mehr zerstört. Der römische Kaiser M. Aurelius Antoninus hat die Heerstraße dann etwas tiefer um den Felsen herumgeführt, wovon noch eine Inschrift zeugt, und dieser Weg hat bis vor Kurzem dem Verkehr gedient, bis vor etwa 20 Jahren eine neue moderne Chaussee ohne Steigung um das Hindernis herumgeführt worden ist.

Eine Meile weiter südwärts liegt Beirut, in den Tel-Amarnabriefen als selbständige Stadt unter eigenem König (Ammunir oder Amner) genannt, in der Assyrerzeit und später nie mehr erwähnt, bis es erst unter der römischen Herrschaft einen Aufschwung genommen hat; jetzt ist es die bedeutenste Hafenstadt der syrischen Küste.

Die nächste große Stadt ist Sidon. Wie Arvad und Tyrus ist es nach der Angabe des Assyrerkönigs Assarhaddon ebenfalls ursprünglich auf einer Insel gelegen gewesen, die aber wohl nur durch einen schmalen Wasserstreifen vom Lande getrennt war. Ihre Hauptgottheiten sind Aschtoret (Astarte) und Eschmun, den die Griechen mit ihrem Apollo und Äskulap gleichstellen. Die Bezeichnung der Phönizier als Sidonier beweist, daß Sidon als Vorort gegolten haben muß. Ihre Gottheiten erscheinen demgemäß auch als die obersten in der Kolonie Karthago. Durch die Zerstörung unter Assarhaddon muß die alte Ansiedelung gänzlich vernichtet worden sein, das wiedererstandene Sidon ist daher der alten Phönizierstadt gegenüber eine ganz neue Gründung mit wesentlich verschiedenartiger Bevölkerung gewesen.

Einen Tagesmarsch davon liegt Sidons Rivalin Tyrus (Sor), auch auf einer Insel, welche durch Anschwemmung und das Zurücktreten des Meeres mit dem Festlande verwachsen ist. Als Grundstock dieser Anschwemmungen sieht man allgemein den von Alexander bei der Belagerung errichteten Damm an. Der Stadt-Gott von Tyrus ist Melkart. Was es mit seiner Bedeutung als Vorort der Phönizier auf sich hat, werden wir beim Verlauf der Geschichte sehen. Auf dem Festlande lag der Insel gegenüber eine von der klassischen Überlieferung als Palaityros (Alt-Tyrus) bezeichnete Stadt, deren phönizischer Name Usu gewesen ist. Während die Insel keine Quellen hat, sondern auf Cisternenwasser angewiesen ist,*) hat man für gewöhnlich das Wasser wohl von hier geholt, und bei Belagerungen von Tyrus war es daher das erste, entweder diesen Vorort zu besetzen oder ihm das Wasser abzuschneiden (vgl. S. 17).

In gleicher Entfernung von Sidon liegt Akko, in den Tel Amarnabriefen als Hafenort für den Verkehr mit Ägypten genannt, später aber zurücktretend und in assyrischer Zeit deutlich von Tyrus abhängig, bis es assyrische Provinzstadt wird. Erst in römischer Zeit und namentlich im Mittelalter hat es einen neuen Aufschwung genommen, der seiner Lage als Ausgangspunkt einer Straße über Dan und Paneas (Baal-Gad) nach Damaskus entspricht.

Der Höhenzug des Karmel bildet eine Landesscheide, mit der wir das eigentliche Phönizien enden lassen können. Seit der Zeit, wo

*) Eine ägyptische Reisebeschreibung nennt Tyrus „den Fels des Gestades, dem **Wasser auf Schiffen zugeführt wird**, und der reicher ist an Fischen als an Sand" (Erman, Ägypten II S. 512).

unsere Quellen sprechen, ist die weiter südlich wohnende Bevölkerung kaum noch als phönizisch anzusehen. Jedoch ist es zweifellos, daß in der Zeit vor dem Einfall der nichtsemitischen Philister und ehe Israel ein geeintes Volk bildete, also vor David, auch die Küste bis nach Gaza durch eine der phönizischen gleichartige Bevölkerung besetzt war. Im 15. Jahrhundert zeigen die Tel-Amarnabriefe kaum einen Unterschied der Bevölkerung südlich und nördlich vom Karmel, und auch in hellenistischer Zeit haben Sidon und Tyrus sich in den Besitz der südlichen Küste geteilt.

Von den Städten, die einen phönizischen Charakter sich bewahrt haben, wenn sie auch wohl von Israeliten und Philistern beeinflußt wurden, ist zunächst zu nennen das wenig südlich von der Karmelspitze gelegene Dor und nicht weit davon der von der griechischen Überlieferung „Stratonsburg" (Stratonos pyrgos) genannte Hafen. Das ist aber nichts als eine Zurechtmachung des phönizischen Namens Migdal-Aschtoret (Aschtoret-Burg). Da Jaffa keinen brauchbaren Hafen hat, so ist es der einzige Hafen gewesen, der für Israel und Juda in Betracht kam, und Herodes hat ihn daher ausbauen lassen und unter dem Namen Caesarea zu hoher Blüte erhoben. Bereits früher scheint die Stadt aber für Israels Gebiet Bedeutung gehabt zu haben, denn im Jahre 609 oder 608 war der Pharao Necho bei seinem Zuge gegen Assyrien wohl hier gelandet und hier fand wahrscheinlich die Schlacht gegen Josia von Juda statt, nicht bei Megiddo, wie ein Schreibfehler der Bibel sagt. Endlich führt noch Jaffa (Japo) einen Namen, der einen phönizischen Ursprung verrät, und bildet wohl die Südgrenze bis zu der die historischen Phönizier je ihren Einfluß ausgeübt haben. Von da an beginnt das Gebiet der Philister, welche nach dem 14. Jahrhundert von der See her sich dort festgesetzt haben. Da der Hafen von Jaffa wegen der vorgelagerten Riffe sehr schwer und bei Sturm überhaupt nicht zugänglich ist, so konnte nur der Mangel eines anderen weiter südlich gelegenen und nicht in den Händen der Philister befindlichen Hafens ihm zu einer Bedeutung für Juda und Israel verhelfen.

Zu einer Zusammenfassung der Phönizier in einem einheitlichen Staatswesen ist es nie gekommen. Wir sahen bereits, daß der Unterschied zwischen Nord- und Süd-Phönizien in dem alten Testament als der von verschiedenen Völkern gilt, und auch

innerhalb der Nordgruppe werden die beiden Hauptstaaten Arvad und Gebal als verschiedene Völker angesehen, ja sogar die Binnenstädte Arka, Sumur, Sianna gelten als selbständige Staaten. Was es mit der engeren Zusammenfassung der Südgruppen auf sich hat, werden wir noch sehen. Da auch diese nur vorübergehend bestanden hat, so haben die Phönizier nie einen unter einheitlicher Leitung irgend welcher Art stehenden Staat oder Staatenbund gehabt. Erst mit ihrer Unterwerfung unter fremde Oberhoheit beginnen sie als ein Zusammengehöriges zu erscheinen und der Begriff der Phönizier als staatliches Ganzes ist eigentlich erst ein Ergebnis ihrer Unterwerfung durch die Perser, zu deren Mittelmeerflotte sie einen bedeutenden Teil stellen mußten.

Eine einheitliche Betrachtung der Entwickelung ihrer politischen Geschichte ist daher nicht möglich. Die Arvad, Gebal, Sidon und Tyrus sind selbständige Staatswesen geblieben und haben stets ihre eigene Politik verfolgen können, da sie diese Selbständigkeit fast ohne Ausnahme wenigstens für ihre innere Verwaltung zu behaupten wußten. Freilich ist diese Politik durch ihre Lebensbedingungen gegeben, und je einheitlicher diese waren, um so einfacher mußte sich auch ihr Verhalten nach außen gestalten. Die Bedeutung von allen vier Staaten mit ihren Anhängseln beruht in ihrer Eigenschaft als Hafenplätze für das Hinterland im weitesten Sinne, also bis nach Babylonien, im Verkehr mit den übrigen Ländern des Mittelmeeres. Sie waren also ohne Ausnahmen und ausschließlich Handelsplätze und die Politik von solchen mußten sie verfolgen. Eine selbständige Politik ist aber die Folge einer eignen Kultur, welche das betreffende Land in Gegensatz zu seinen Nachbarn stellt. Die kleinen phönizischen Handelsstaaten besaßen diese nicht, ihre Existenz beruhte auf ihrer vermittelnden Thätigkeit zwischen der Kulturwelt Vorderasiens und den Ländern des Mittelmeeres. Sie waren dabei vor allem auf einen friedlichen Verkehr angewiesen und mußten suchen, eine feindselige Stellung gegenüber den herrschenden Staaten des vorderen Orients zu vermeiden. Eine Feindschaft mit diesen verstopfte ihre Lebensquellen, und daher war für sie das Tributzahlen von zwei Übeln das kleinere. Auch war für die handeltreibenden reichen Städte die Aufbringung der Schatzungen leichter als für ackerbautreibende Völker, und was für letztere Aussaugung war, bedeutete für sie wohl nicht viel mehr als in Kauf zu nehmende Handelsunkosten.

So finden wir die phönizischen Staaten verhältnismäßig selten

im Widerstand gegen die herrschenden Mächte des Orients, und nur als Sidon und Tyrus eine größere Ausdehnung durch Eroberung von Kolonien gewonnen hatten, ist es zu größeren Kämpfen gekommen. In den beiden nördlichen Staaten hören wir kaum etwas von ernstem Widerstand gegen die Großmächte. Je näher sie der herrschenden Gewalt gelegen waren, um so weniger tritt überhaupt die Versuchung auf, sich in Gegensatz zu dieser zu setzen. Arvad und Gebal, als die zuerst den assyrischen Angriffen ausgesetzten, haben sich daher stets ohne Widerstand gefügt. Nur Sidon und Tyrus konnten eine zeitlang daran denken, sich Assyrien gegenüber zu behaupten und einen Rückhalt bei den Seestaaten zu suchen (S. 25).

Unsere ältesten Nachrichten über Phönizien haben wir schon aus der Mitte des zweiten Jahrtausends, wo das Land während der Dauer der 18. und 19. ägyptischen Dynastie thatsächlich oder doch der Form nach unter ägyptischer Herrschaft steht. Von Widerstand der phönizischen Städte melden die Kriegsnachrichten der Pharaonen nichts und die einzelnen Städte wären wohl zufrieden gewesen, ihrem Herrn, dem Pharao, zu zinsen, wenn ihnen dieser nur die Vorzüge seiner Herrschaft auch in der Gestalt geordneter und gesicherter Zustände hätte zu Teil werden lassen. Allein daran hat es nur allzu sehr gefehlt und das Bild, welches uns die Amarnabriefe für die Zustände im übrigen Palästina liefern (vergl. Jahrgang 1, S. 56—65) gilt auch für die phönizischen Städte. Auch dort fürchtet jeder den Nachbar und ist dessen Angriffen ausgesetzt, ohne daß der Oberherr mit fester Hand durchgriffe. Auch die phönizischen Fürsten sind prozessierende Helden von Bachschiich's Gnaden.

Wichtig ist, daß in den Amarnabriefen noch kein Ansatz zu einer Bildung eines über den Bereich der einzelnen Städte hinausgreifenden Staatswesens zu erkennen ist. Gebal, Beirut, Sidon, Tyrus, Akko stehen unter eigenen Fürsten und sind von einander unabhängig. Von einem Fürsten von Arvad vernehmen wir nichts. Diese nördlichste Stadt ist bereits in den Händen eines Eroberers, dessen Auftreten im nördlichen Phönizien den Gang der Ereignisse bestimmt. Seine Eroberungen bedeuten ein Vordringen der Bevölkerung des Hinterlandes gegen die Küste, welche sich bereits im festen Besitz einer älteren Bevölkerungsschicht befindet. Es ist also eine gleiche Bewegung, wie ein paar Jahrhunderte später die der Israeliten gegen die Bewohner Kanaans. Aziri heißt dieser Fürst,

der als Amoriter bezeichnet wird, und wir können in den einzelnen Schreiben sein Vordringen von Arvad aus nach Süden verfolgen (Jahrgang 1, S. 56—58). Dort sitzt in Gebal sein Nachbar Rib-Addi, der ein Schreiben um das andere an den Pharao und an seine Fürsprecher losläßt, um Hilfe und Recht in seiner Sache flehend, ohne daß vom Hofe aus Maßregeln ergriffen würden; schließlich muß er, aus Gebal vertrieben, Zuflucht bei seinem südlichen Nachbar Ammunir von Beirut suchen. Allerdings finden wir später auch seinen Gegner Aziri am Hofe, wohin er nach vielen, teilweise an die tollsten Operettenstreiche erinnernden Winkelzügen sich ad causam dicendam hat begeben müssen. Sein weiteres Schicksal ist unbekannt, aber ein Brief eines der Anhänger zu Hause ist uns erhalten, der ihn tröstet, sich die Sache „nicht zu Herzen zu nehmen". Reineke konnte also noch mit dem Hals in der Schlinge auf die wunderthätige Wirkung von Bachschisch und „Verbindungen" vertrauen.

In Sidon sitzt der König Zimrida, von dem nur ein kurzes Schreiben vorliegt. Er scheint zur Partei Aziris geneigt zu haben, was als natürliche Folge der Nachbarschaft mit dem Azirigeg[illegible] Ammunir erscheint. Sein südlicher Nachbar Abimilki von Tyrus sucht bei Hofe durch eifrige Denunziationen sich als getreuen Vasallen zu erweisen (Jahrgang 1, S. 61), was ihn aber nicht davor bewahrt, von Zimrida belagert und auf einer Insel eingeschlossen zu werden, sodaß er „kein Wasser zum Trinken und kein Holz zum Heizen" hat, da auf dem Festlande Usu (S. 13) in den Händen des Gegners ist. Das Ganze zeigt uns die angeblichen Beherrscher und Kolonisatoren des Mittelmeeres in der Rolle von großen Gutsbesitzern, aber nicht von Fürsten meerbeherrschender Handelsstaaten, und die dort ausgefochtenen Heldenkämpfe erinnern an den Wasunger Krieg der europäischen Mächte Gotha und Meiningen, aber nicht an die Kämpfe Karthagos mit Rom. Zeigen nun diese Briefe die ägyptische Herrschaft unter Amenophis III. und IV. bereits in recht ungünstigem Lichte, so wissen wir, daß in den Wirren nach dem Tode Amenophis IV. Palästina sich selbst überlassen blieb. Das benutzte der Gegner, von dessen bevorstehendem Einfall bereits in diesen Schreiben stetig gewarnt wird, um seine Eroberungen thatsächlich auszudehnen. Die Cheta oder Chatti sind im 14. und 13. Jahrhundert südwärts mindestens bis zur Höhe des Hermon vorgedrungen, haben also das Hinterland Phöniziens besetzt. Wir haben uns zu denken, wie die Schreiben, welche bis

dahin nach Theben und der Residenz Chuenatens gewandert waren, mit ihrem Jammer und ihren Klagen nunmehr an den Hof des Chetakönigs in Kleinasien gerichtet wurden, der jetzt der Lehnsherr war. Durch die Kriege Ramses II. und den Vertrag mit dem Chetakönig Chetasar wurde dem weiteren Vorgehen der Cheta ein Ziel gesetzt, die phönizische Küste würde dadurch also dem Interessengebiet der Cheta zugerechnet worden sein, denn die Grenzlinie des ägyptischen Hoheitsgebietes bildete der Karmel.

Die Chetaherrschaft ist in Vorderasien, nachdem sie durch die Einwanderung stammverwandter Völker im eigenen Lande gestürzt worden war, von der assyrischen abgelöst worden. Im 13. und 12. Jahrhundert dringt Assyrien zum ersten Male in Syrien ein und legt seine Hand auf die Landschaften bis an den Taurus. Nach kurzem Rückgang beginnt unter Tiglat-Pileser I. im 11. Jahrhundert ein neuer Aufschwung und jetzt gelingt es, das ersehnte Ziel zu erreichen und einen Weg nach dem Mittelmeere offen zu legen. Von Tiglat-Pileser wird berichtet, daß er in Arvad auf das Meer hinausgefahren sei. Die nördlichste Phönizierstadt muß also seine Oberhoheit anerkannt haben und die neue Großmacht, welche damit in die Berechnungen der Mittelmeervölker eintrat, wurde zugleich von Ägypten aus anerkannt, indem der damalige Pharao dem Assyrer seine Geschenke entrichtete. Der Mangel an Einzelheiten in der Angabe Tiglat-Pilesers macht es uns unmöglich, den ersehnten Einblick in die Verhältnisse des syrischen Mittelmeerbeckens zu thun. Jedoch spricht immerhin die Thatsache, daß Ägypten den Nachfolger der Chetaherrschaft anerkennt und daß das in einer Hafenstadt Phöniziens geschieht, eine beredte Sprache. Ägypten hat damit seinen Verzicht auf die Herrschaft über Phönizien ausdrücklich erneuert und der Assyrerkönig trat für Ägypten in die Rechtsnachfolge der Chatti ein und wurde als Erbe der Ansprüche auch auf Gebal, Sidon und Tyrus anerkannt, sobald und so lange er es vermochte, diese Ansprüche zu verwirklichen. Damit haperte es zunächst, denn mit Tiglat-Pilesers Tod trat zunächst ein neuer Rückgang der assyrischen Rechte ein und es hat etwa zwei Jahrhunderte gedauert, bis die Großmacht am Tigris ihre Heere wieder an die phönizische Küste entsenden konnte.

Da auch Ägypten um diese Zeit ohnmächtig war, so hatten die mittlerweile zur Ruhe gekommenen Völker des kanaanäischen Zweiges Zeit, sich ungestört zu entwickeln. Das 10. und 11. Jahrhundert zeigen daher die Ansätze zu eigner Staatenbildung in Syrien

und Palästina. Es bildete sich das israelitische Reich und das von Damaskus. Auch die Phönizier blieben sich selbst überlassen, und auch von ihnen ist damals der erste Ansatz zur Bildung eines größeren Staates gemacht worden. Bekannt ist als der Zeitgenosse Salomos Hiram. Er und sein Vater Abibaal scheinen die Urheber einer phönizischen Eroberungspolitik geworden zu sein, welche zum ersten Male vom Mutterlande aus über das Meer hinübergriff. Sie sind Könige von Tyrus, aber sie nennen sich „Könige der Sidonier“ und haben offenbar die ganze südphönizische Küste beherrscht. Nach einer Angabe, die uns der jüdische Geschichtsschreiber Flavius Josephus erhalten hat, ist es Hiram gewesen, der Kition auf Cypern gegründet hat. Das will nach der Ausdrucksweise des alten Orients besagen, daß er die Stadt und die Landschaft erobert und sie zu einer Provinz seines Staates gemacht hat. Sie heißt von da an bei den Tyrern offiziell Kart-chadast „Neustadt“, gerade so wie das afrikanische Karthago. Cypern war also von Tyrus aus teilweise erobert worden, wir dürfen daher annehmen, daß dieses die erste Eroberung durch einen phönizischen Staat gewesen ist. Ob ein Hinübergreifen nach ferneren Gegenden stattgefunden hat, kann bezweifelt werden. Wir dürfen sicher aus dem Stillschweigen unserer Quelle auf das Gegenteil schließen.

Diese Zeit des Aufschwungs von Tyrus, welches somit Sidon unterworfen hatte, hat zugleich eine Ausschmückung der Stadt mit Bauten von Tempeln und eine starke Befestigung gebracht. Es giebt sich hierin derselbe Aufschwung palästinensischen Volkstums zu erkennen, wie in den Bauten Salomos in Jerusalem. Bringt ja doch auch die biblische Überlieferung Hiram und Salomo in Beziehung zu einander. Ursprünglich ist dabei freilich Salomo nicht als der gleichberechtigte Freund und „Bruder“, sondern als der Tribut zahlende Lehnsmann gedacht gewesen.*) Das neuentstehende „Reich von Tyrus“ hatte also auch auf dem Festlande seine Macht auf die Nachbarn ausgedehnt.

Josephus, dem wir diese Angaben verdanken, hat aus derselben Quelle, dem Annalisten von Tyrus, Menander, einen kurzen Auszug mitgeteilt, welcher die Schicksale der Nachfolger Hirams berichtet. Danach hat nach diesem sein Sohn Baal-azar 7 oder 17 Jahre lang regiert (etwa 970—953) und darauf dessen Sohn Abd-aschtoret 9 Jahre. Dieser wurde von den vier Söhnen seiner Amme ermordet.

*) Winckler, Geschichte Israels II, S. 262.

Wir erfahren nach der Manier orientalischer Chronikenschreiber nichts über die Ursachen und Zwecke dieser Aufstände. Die Brüder lösten sich in der Herrschaft ab, der letzte wurde durch einen Aufstand gestürzt, welcher Ithobal, den „Priester der Aschtoret", auf den Thron brachte, der 32 Jahre, somit also um das Jahr 900 v. Chr., regiert haben soll. Auch über die näheren Zusammenhänge dieses Aufstandes erfahren wir nichts. Aschtoret ist aber die Hauptgottheit von Sidon und beispielsweise nennt sich in der Ptolemäerzeit der König Tabnit (S. 30) von Sidon „Priester der Aschtoret". Es ist daher möglich, daß wir einen Aufstand, der vom unterdrückten Sidon ausging, hier festzustellen haben, und daß es Sidons Königsgeschlecht war, das dadurch an die Spitze des Hiramreiches kam.

Ithobal ist ebenfalls aus der Bibel als Vater der Isebel der Gattin Ahabs bekannt, und das Königshaus der Omriden hat gegen den Widerspruch einer mächtigen Partei in Israel seine Stärke im Anschluß an das phönizische Reich gesucht. Noch immer hat also dieses seine herrschende Stellung in Palästina behauptet. Wenn wir aber bald darauf Ahab (854 v. Chr.) als Lehnsmann von D a m a s k u s finden, so macht sich damit der Einfluß derjenigen Macht geltend, welche nunmehr die erste Rolle in Syrien und Palästina spielt, bis bald darauf durch das Wiedervordringen Assyriens von neuem ein überlegener Großstaat auf dem Platze erscheint. Ithobal's Nachfolger waren Baal-azar (6 Jahre), Metten (9 Jahre) und Pygmalion (47 Jahre etwa bis 800 v. Chr.); weiter herab reicht unsere Quelle nicht. Unter Pygmalion wird von der späteren Chronistik die „Gründung" Karthago's angesetzt und mit einem Mythus ausgeschmückt, in welchem die Gottheit von Karthago, Dido, die Rolle der um den Gatten gebrachten Aschtoret spielt. Geschichtliches könnte daran nur sein, daß Pygmalion den „Priester der Aschtoret" —, denn das soll der ermordete Gatte gewesen sein —, beseitigt hätte, als dieser die Rolle eines Ithobal spielen wollte.

Ob diese inneren Wirren ohne Schaden für das Reich Hirams verlaufen sind, darf man wohl bezweifeln und es ist anzunehmen, daß Sidon und Tyrus sich in dieser Zeit wieder getrennt haben. Wir haben nur noch ein paar kurze Erwähnungen bei Assyrerkönigen, und diese nennen Tyrus und Sidon stets gesondert. So Salmanasser II. in den Jahren 842 und 839 (das wäre unter Pygmalions Regierung) und Adadnirari (Ramman-nirari) III. um 800, vielleicht schon nach Pygmalion.

Es lag im Interesse der Assyrer, die Bildung größerer, weil

widerstandsfähigerer Staaten in ihrem Interessengebiete zu verhindern. Es ist möglich, daß wir daher die Trennung dieser beiden Städte, oder wie der Assyrer gesagt haben würde, die Wiederherstellung der Unabhängigkeit der einen von beiden, auf eine Verfügung des neuen Oberherrn zurückzuführen haben. Auf jeden Fall steht soviel fest, daß der Ansatz zu einer größeren Staatenbildung, wie ihn das Reich Hirams dargestellt hatte, wieder beseitigt worden war. Wie es nur durch das Fernbleiben der Großmächte, in erster Linie jetzt Assyrien, vom palästinensischen Schauplatze möglich gewesen war, so wurde ihm durch Assyriens Wiedererscheinen ein Ende gemacht.

Demgemäß ist es nur natürlich, daß das ehemalige Zurücktreten Assyriens in der Zeit zwischen 780 und 745 auch eine selbständige Entwickelung der Phönizier ermöglichte. Es war Tyrus gewesen, das im vorhergehenden Zeitraume im allgemeinen über Sidon geherrscht hatte, trotz dessen Ansehens als älterer Vorort. Sobald der assyrische Druck nachließ, ist es augenscheinlich wieder Tyrus gewesen, das die führende Stellung an sich riß. Als Tiglat-Pileser III., der Begründer des neuassyrischen Reiches, im Jahre 738 wieder anfängt, in die palästinensischen Verhältnisse einzugreifen, nennt er nur einen König von Tyrus, Sidon erwähnt er nicht. Es ist also wohl anzunehmen, daß wieder der König von Tyrus als „König der Sidonier" über beide Städte herrschte. Damals war Hiram II. König; derselbe, von dem vielleicht die einzige phönizische Inschrift aus älterer Zeit herrührt, die wir überhaupt haben. Es sind die Bruchstücke der Inschriften von zwei Bronceschalen, welche auf Cypern gefunden worden waren und von dem Statthalter „Hirams, Königs der Sidonier" in Kart-chadast (Kition auf Cypern vgl. S. 19) dem Gotte „Baal des Libanon" geweiht worden sind. Hirams Nachfolger war Metten II., der ihm etwa 730 gefolgt sein dürfte. Er machte einen Versuch, die Tributzahlungen an Assyrien einzustellen, allein ein prompt eintreffendes assyrisches Heer führte ihn schnell in seine Vasallenpflicht zurück (729 v. Chr.).

Im Norden haben Arvad und Gebal sich in dieser Zeit wohl ruhig verhalten. Wir erfahren aber gelegentlich der Eroberungen Tiglat-Pilesers, daß dort im Hinterlande allerhand Veränderungen vor sich gegangen waren. 738 hat Tiglat-Pileser, als er den Amk, das Gebiet nördlich vom See von Antiochia zur assyrischen Provinz machte, auch 18 Städte, welche zu Hamath gehört hatten, eingezogen und unter assyrische Verwaltung gestellt. Es gehörten

dazu die Städte des Hinterlandes von Arvad, welche wir zum Teil schon aus den Tel-Amarnabriefen kennen: wie Simirra, Arka, Sianna. Die neue Provinz, welche also nur die großen Hafenstädte ausnahm, erhielt Simirra (S. 11) als Regierungssitz und ihr erster Statthalter scheint der Sohn Tiglat-Pilesers, der nachmalige König Salmanasser IV., geworden zu sein.

In Tyrus und Sidon kann Metten II. nicht lange regiert haben, denn bereits im Jahre 727 anläßlich des Thronwechsels in Assyrien hat ein neuer König sich unabhängig erklärt. Luli nennen ihn die assyrischen Inschriften, Elulaios heißt er bei Menander, von dem uns hier wieder Josephus ein weiteres Stück der tyrischen Annalen erhalten hat. Salmanasser soll gegen Tyrus gezogen sein, sich aber mit der Wiederherstellung des Tributes haben zufrieden stellen lassen.

Eine kurze Angabe in den Inschriften von Salmanassers Nachfolger Sargon, welche meldet, er habe Tyrus und Kue (Cilicien) Ruhe verschafft, wird wohl richtig auf Eingreifen Sargons in die Besitzverhältnisse auf Cypern gedeutet worden sein. Dort machten sich aber wie in Cilicien damals griechische Einwanderer, „Javan", bemerklich. Im Einklang mit dieser Auffassung steht die Angabe Menanders, daß Elulaios Kition wieder unterworfen habe. Es wird ihm also von den Griechen wieder abgenommen worden sein, und er hat es durch Sargons Verfügung zurückerhalten. Denn dieser wurde auch von den griechischen Stadtkönigen auf Cypern als Lehnsherr anerkannt.

Sargons Tod (705) gab das Zeichen zu erneuten Abfallsversuchen im Reiche. In Palästina unterscheidet sein Nachfolger Sanherib zwei Heerde des Aufruhrs: Jerusalem, wo der junge Hiskia regierte im Süden, und Tyrus im Norden. Wie beim vorigen Thronwechsel wollte auch diesmal Luli-Elulaios von der gefährdeten Lage Assyriens Nutzen ziehen, um die Unabhängigkeit des Hiramreiches wieder zu erlangen, gerade wie seinem Nachbar Hiskia die Überlieferungen des Davidreiches vorschwebten. Es gelang ihm ganz Phönizien zum Abfall von Assyrien zu bewegen oder zu zwingen. Sanherib nennt als seine Bundesgenossen die Könige Menachem von Schams-moron, Abd-liat von Arvad und Ormelech von Gebal. Als wichtigste Städte seines eigenen Reiches werden genannt: Groß-Sidon und Klein-Sidon, Bet-Zajit, Sarepta, Machalliba, Usu (S. 13) Ekdippa und Akko. Alle diese besetzte Sanherib bei seinem Anrücken nach Niederwerfung des babylonischen

Aufstandes (701) ohne Schwierigkeiten und damit waren die großen Pläne Lulis vernichtet. Freilich Tyrus widerstand damals wie vorher unter Salmanasser und später unter Assarhaddon und Nebukadnezar der Belagerung, wie wir von Menander erfahren, während Sanherib diese Kleinigkeit lieber unerwähnt läßt. Luli selbst entkam nach Kition, wo er wohl eine günstige Gelegenheit zur Rückkehr abwarten wollte. Er starb jedoch bald darauf, (nach 700, vor 691), ob in Cypern oder in Tyrus wissen wir nicht.

In den eroberten Gebieten brachte Sanherib wieder die naturgemäße assyrische Politik der Zersplitterung der Staaten zur Anwendung, den Vorteil davon hatte Sidon: es wurde wieder unabhängig — d. h. von Tyrus, um dafür unter unmittelbare assyrische Oberhoheit zu kommen — und erhielt das Tyrus abgenommene Gebiet. Tyrus selbst konnte Sanherib ja nicht gut verteilen, weil er es nicht hatte. Es gab also wieder die beiden Königreiche Tyrus und Sidon. In letzterem setzte Sanherib Tuba'lu (Ithobal II) ein. Arvad und Gebal hatten augenblicklich bei seinem Anmarsch Frieden gemacht. Sie waren es wohl auch gewesen, welche die Schiffe zur Belagerung von Tyrus hatten stellen müssen, von deren Unglück bei dieser Belagerung Menander berichtet. Daß die von den Griechen bedrängte tyrische Besitzung auf Cypern, Kart-chadast (Kition) nunmehr von Assyrien nicht mehr Tyrus zugesprochen wurde, ist selbstverständlich; 20 Jahre später nennt es Assarhaddon einen Tributstaat der ebenso wie die übrigen (neun) cyprischen Staaten unter einem besonderen König, nichtphönizischen Namens, steht.

Auch das „befreite“ Sidon war natürlich nur so lange frei, als es keinen Abfall wagen durfte. Mit Sanheribs Tode und den sich daran knüpfenden Unruhen in Assyrien, entstanden neue Hoffnungen bei den Vasallen, besonders da in Ägypten mit dem Eindringen des Kuschiten Taharka eine neue Macht aufgetreten war, welche geeignet schien, Assyrien die Wage zu halten. Zum Beginn von Assarhaddons Regierung (680) finden wir Sidon im Aufstande unter seinem Könige Abd-milkot, jedenfalls dem Nachfolger des von Sanherib eingesetzten Ithobal II. Er vermochte sich gegen die belagernden Assyrer nicht zu behaupten und entfloh wie einst Luli aus Sidon zu Schiffe zu seinem Bundesgenossen, dem Fürsten von Kyinda und Sizu in Cilicien. Sidon wurde vollständig zerstört. Assarhaddon erzählt, er habe die Insel (S. 13) völlig verwüstet, „Mauer und Häuser ins Meer gestürzt, an einem an-

deren Ort (auf dem Festlande) eine neue Stadt erbaut und diese ‚Assarhaddons-Burg' genannt". Diese a s s y r i s c h e Stadt, der Sitz eines assyrischen Statthalters mit einer aus dem Reiche dorthin geführten Bevölkerung, ist dann das neue Sidon geworden, dem wir von da an begegnen.

In Justins Auszug aus Trogus Pompejus hat sich die Nachricht erhalten, Sidon sei einmal von einem „Könige der Askaloniter" zerstört worden und die Einwohnerschaft habe sich nach Tyrus gerettet und dieses damals „gegründet". Daß auf den letzten Teil der Angabe nichts zu geben ist, ist klar, und daß von Askalon aus kein solcher Schlag gegen Sidon geführt sein kann, nicht minder. Mit Recht hat man daher einen Schreibfehler für „König der Assyrer" angenommen und die Nachricht auf die Zerstörung durch Assarhaddon gedeutet. Es ist von vornherein anzunehmen, daß damals derjenige Teil der Einwohnerschaft, welcher sich retten konnte, nach dem ebenfalls von Assyrien abgefallenen Tyrus sich begeben hatte. Das ist aber sicher nicht geschehen, ohne daß man die Götter von Sidon mitnahm. Damals wären also die Götter der Bundesstadt, diejenigen, auf denen Sidons Ansprüche auf die führende Stellung beruhten, nach Tyrus überführt worden. Tyrus wäre damit von den geflüchteten Sidoniern selbst zur Erbin dieser Ansprüche gemacht worden. Während bisher seine Vorherrschaft nur auf seiner Macht beruht hatte, wurde es nunmehr auch rechtmäßig anerkannter Bundesvorort. Und das mußte es bleiben, so lange Sidon nicht wieder feierlich neu gegründet war und seine alten Götter zurückerhalten hatte. Denn die von den Assyrern gegründete Stadt hatte assyrische Götter und konnte nicht die K r ö n u n g s s t a d t der „Könige der Sidonier" sein.

So hatte das von den Assyrern, im Jahre 701 von der Vorherrschaft „befreite" Sidon der Nebenbuhlerin selbst seine Rechte übertragen müssen. Tyrus, daß dabei unabhängig geblieben war, scheint auch in der Zwischenzeit sich zu keiner Tributzahlung verstanden zu haben. Daß es nur auf die Gelegenheit wartete, um seine damals verlorenen Besitzungen wieder zu erlangen, ist selbstverständlich. Im Einvernehmen mit Taharka ließ man es schließlich zum Kriege mit den Assyrern kommen. Als Assarhaddon 673 gegen Ägypten vorging, konnte er dessen Bundesgenossen in Phönizien nicht in seinem Rücken liegen lassen. Er ließ die Stadt durch Belagerungswälle einschließen und sperrte ihr Wasser und Zufuhr ab. Der schnelle Erfolg, den er in Ägypten hatte, wo Taharka sofort

nach Nubien zurückgehen mußte, zwang den König Baal von Tyrus seinen Frieden zu machen (670/669). Die Siegesstelen, die Assarhaddon damals errichten ließ, und deren eine, aus Sendschirli (Sam'al) stammend, jetzt im Berliner Museum steht, zeigen Taharka und Baal knieend und um Gnade flehend als Gefangene vor Assarhaddon. Das ist eine starke künstlerische Freiheit, denn Assarhaddon hat beide nie in seine Gewalt bekommen, und noch ehe seine Siegesdenkmäler aufgestellt waren, war Taharka nach Ägypten zurückgekommen und hatte Baal sich ihm wieder angeschlossen. Die assyrischen Belagerungswerke scheinen gar nicht erst geräumt worden zu sein.

Taharka vermochte sich in Ägypten nicht zu behaupten; er wurde sofort wieder verjagt und starb bald darauf. Baal blieb daher nichts weiter übrig, als wieder seine Unterwerfung anzumelden. Er verlor dabei endgiltig alles, was er etwa noch auf dem Festlande besessen hatte. Usu und Akko erhielten assyrische Verwaltung, ihm blieb nur noch die Insel Tyrus. Es ist auffällig, daß er es vermocht hatte, Jahre hindurch sich zu behaupten und dann immer noch einen Rest seines Besitzes zu retten, während den Assyrern ganz Phönizien mit seiner Flotte zu Gebote stand und auch die cyprischen Staaten ihnen Heeresfolge leisten mußten. Es scheint, als ob er einen Rückhalt an den Seestaaten des östlichen Mittelmeeres gehabt hatte, denn dieser neue Machtfaktor griff damals bereits in die Politik der Küstenstaaten des Mittelmeeres ein.

Wie der Verlust von 701, so mußte die Besieglung der Ohnmacht, während doch die Selbständigkeit bestand, einen immerwährenden Anreiz zu Versuchen bilden, die alte Stellung wieder zu erobern, besonders, da die nördlichen Staaten infolge ihrer Gefügigkeit gegenüber Assyrien jetzt besser dastehen mußten. Der Aufstand Babyloniens unter Shamasch-schum-ukin (um 650) fand auch in Palästina einen Wiederhall, aber Tyrus war doch zu ohnmächtig und Ägypten unter Psammetich konnte nicht über seine Grenzen hinausgehen. Ein bald darauf entstandener neuer Aufstand von Usu und Akko wurde deshalb schnell unterdrückt und brachte über die beiden Städte ein ähnliches Los, wie es Sidon zu teil geworden war.

Da Tyrus naturgemäß seine Hoffnung auf Ägypten setzen mußte, mit dem es ja auch seine Handelsinteressen verbanden, so ist anzunehmen, daß es im Jahre 609, als Necho gegen das zusammenbrechende Assyrerreich auszog, diesen mit offenen Armen aufnahm.

Allein dessen Herrlichkeit dauerte nicht lange und das neue babylonisch-chaldäische Reich, welches mit der Schlacht bei Karchemisch (605) die Erbschaft über die syrisch-palästinensischen Besitzungen Assyriens antrat, brachte keine andere Veränderung für die Vasallenstaaten und Provinzen als daß der Tribut nun nach Babylon statt nach Ninive geschickt werden mußte. Ägypten hat auch seine Absichten auf Syrien nicht aufgegeben und wenn auch Necho nicht mehr zu einer Unternehmung kam, so hat doch er und sein Nachfolger Hophra zweifellos stets daraufhin gearbeitet. Tyrus suchte daher nach wie vor seinen Rückhalt bei Ägypten, zumal dieses mittlerweile auch die Führerschaft über die Seestaaten des Mittelmeeres übernommen zu haben scheint. Sidon müssen wir uns, wie das Festland, als unter babylonischer Provinzverwaltung stehend denken, die beiden Nordstaaten Gebal und Arvad als getreue Vasallen des neuen Herrn.

Es ist möglich, daß bei dem Rückzuge Nechos im Jahre 605 bis 604 als Nebukadnezar schnell nachrückte, Tyrus einen Tribut gezahlt hat, ebenso kann man sich auch denken, daß der Babylonier die Unterwerfung dieses zähen Gegners auf eine günstigere Zeit verschob, bis er seine eigne Herrschaft gesichert hatte. Zum Ausbruch des Krieges kam es bald, als der neue Pharao Hophra (Apries) sich zu rühren begann und in Palästina wieder Anhalt zu finden suchte. Der judäische Aufstand unter Jojakim und Jojachin, der von Ägypten aus genährt wurde, fällt zusammen mit dem Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Nebukadnezar und Tyrus. Diesmal hat die Stadt dreizehn Jahre lang der Belagerung durch die Chaldäer widerstanden (598—585). Sie unterwarf sich wohl erst, als jede Aussicht auf Hilfe von Seiten Ägyptens und der Seestaaten aufgegeben werden mußte. Auch diese Unterwerfung, wie die vom Jahre 668, geschah in Gestalt eines freien Vertrages und wenn Tyrus auch seine Hoffnungen auf Wiedererlangung des Verlorenen aufgeben mußte, so hatte es doch seine eigne Verwaltung sich gerettet. Es war wie Gebal und Arvad ein Vasallenstaat. Ein wieder durch Josephus uns erhaltenes Bruchstück des bereits genannten Menander giebt uns einige Mitteilungen über das Verhältnis von Tyrus zu seinem Lehnsherrn in der Folgezeit. Der König, unter dem die Belagerung stattfand, hieß Ithobal III. Nach diesem soll Baal (II.) regiert haben und dann fünf Richter, jeder ein paar Monate, zwischen ihnen ein König Balator. Es müssen also Unruhen in der Stadt gewesen sein, oder doch wenigstens Streitigkeiten über die Thronfolge, welche wohl dadurch entstanden

waren, daß die zunächst berechtigten Prinzen am Hofe in Babylon als Geißeln erzogen wurden, wie das dort wie früher in Ninive der Fall war und wie es in Rom ebenfalls geschehen ist. Von Nerig-lissar, der damals regierte (560—556), erhielt man Merbaal als König bestimmt. Dieser hat vier Jahre regiert und nach ihm wurde vom Hofe (vom letzten König von Babylon, Nabunaid) Hiram (III.) geschickt, der 20 Jahre regiert hat. In seinem 14. Jahre (539) wurde Babylon von Cyrus erobert und Tyrus wechselte damit seinen Oberherrn.

Cyrus scheint im Gegensatz zu der assyrisch-chaldäischen Politik den Unterworfenen möglichst ihre eigene Verwaltung gelassen zu haben, und selbst dort, wo diese bereits aufgehoben war, aber das Verlangen danach noch bestand, sie wieder hergestellt zu haben. So hat er sofort die Erlaubnis gegeben, Jerusalem wieder auf-zubauen und dort einen jüdischen Vasallenstaat neu zu begründen, und so begegnen uns auch in der Perserzeit wieder Könige von Sidon, neben denen der anderen drei Phönizierstaaten, die ihre Selbständigkeit durch die assyrische und chaldäische Zeit hindurch gerettet hatten. Dieses Sidon ist aber, wie wohl zu beachten ist, nichts anderes als die assyrische Gründung Assarhaddons (vergl. Seite 24). Wenn es jetzt wieder als phönizische Stadt be-stehen sollte, so mußte es seine alten Götter zurückerhalten, gerade wie die Juden ihre Tempelgeräte zu dem neuerbauten Tempel er-hielten. Das wieder erstandene Sidon mußte seinen Eschmun und seine Aschtoret haben. Wenn deren Statuen seiner Zeit nach Tyrus gerettet worden waren, so mußte dieses sie herausgeben, wenn sie aber in die Hände Assarhaddons gefallen waren, so waren sie allerdings verloren. Auf jeden Fall konnte zu dieser Sachlage Tyrus bei der neuen Wendung der Dinge nur scheel sehen, denn es erhielt die alte Nebenbuhlerin um die führende Stellung wieder an die Seite gesetzt. Von jetzt an erhebt sich darum ein Streit zwischen den beiden, den wir uns mit allen Mitteln semitischer Spitzfindigkeit und theologischer Gelehrsamkeit geführt zu denken haben, um die Frage, wem die Hegemonie in Phönizien gebühre. Selbstverständlich verbargen sich hinter dieser scheinbaren Doktorfrage sehr gewichtige politische Interessen.

Mit der Begründung des Perserreiches beginnt eine neue Epoche in der altorientalischen Geschichte. Die bisherigen Reiche, welchen die Phönizierstädte unterworfen gewesen waren, hatten ihre Grenze im Osten an den Mündungen des Euphrat und Tigris gehabt,

das Perserreich hatte seinen **Mittelpunkt** in dem östlichen Nachbarn Babyloniens und umfaßte die Länder bis nach Indien. Für den Handel muß das von höchster Bedeutung gewesen sein, denn um den indischen Handel dreht sich ein großer Teil der Weltgeschichte, (vergl. diesen Jahrg. S. 9 und 30). Wenngleich daher auch das Perserreich nicht denjenigen Vorteil von seinen Besitzungen zu ziehen vermochte, den ein straffes Regiment verwirklicht hätte, so muß doch der Handel, der durch die Euphratlandschaften ging und dessen Hafenplätze im Mittelmeere die phönizischen Städte waren, davon seinen Vorteil gehabt haben, der also auch Tyrus und Sidon zu gute kam. Der natürliche Gegensatz, in dem die Phönizier zu ihren jetzigen Konkurrenten im Mittelmeere, den Griechen, standen, mußte sie ebenfalls zu Freunden der persischen Herrschaft machen, denn deren Kampf gegen Griechenland kam auch ihnen zu gute. Sie haben daher ihre Flotte in den Kämpfen Persiens gegen Griechenland auch im eignen Interesse mit gestellt.

Freilich sind die Handelsinteressen mannigfaltiger und verwickelter Art, und der kluge Kaufmann versteht auch mit dem Konkurrenten in Eintracht zu leben, wenn er sein Interesse dabei findet. Um die Mitte des vierten Jahrhunderts begegnet der König von Sidon Straton (d. i. Abd-Aschtoret) als Freund der Athener und eine sidonische Kolonie, von deren Vorhandensein mehrere Inschriften zeugen, blühte im Piraeus.

Unter solchen Verhältnissen hatten die Phönizier keine Veranlassung mit dem persischen Regiment unzufrieden zu sein, und wir hören nichts von Aufständen. Erst als Ägypten seine Unabhängigkeit wieder längere Zeit behauptet hatte und gegen Artaxerxes Ochos sich zu neuem Vorgehen rüstete, gelang es ihm auch in Sidon Gehör zu finden. Der König Tennes, Straton's Nachfolger, ließ sich zur Wiederaufnahme der Politik des 7. und 6. Jahrhunderts verleiten und hielt zu den auch von Athen unterstützten Ägyptern. Die Folge davon war die Zerstörung Sidons (351), welche selbstverständlich die Blüte der Stadt für lange Zeit hinaus vernichtete.

Ochos scheint aber die Stadt doch nicht völlig aufgehoben zu haben, denn schon nach noch nicht 20 Jahren erscheint sie beim Heranrücken Alexanders wieder als Platz von Bedeutung. Den Hauptvorteil von dem Schlage hat natürlich Tyrus gezogen, das so wieder die erste Rolle spielen konnte. Dem entspricht daher auch die Stellungnahme der beiden Städte zu den Eroberern. Ebenso

wie die beiden nördlichen Staaten Arvad und Gebal öffnete Sidon dem neuen Herrn (333) nach der Schlacht bei Issos die Thore ohne Widerstand. Von Sidon wird dabei direkt der Haß gegen die Perser als Veranlassung bezeugt. Dieser Haß hat selbstverständlich noch tiefere Ursachen als die Erinnerung an das Unglück gehabt, denn ein so verhängnisvoll verlaufender Aufstand hatte ihm sicher schwere Benachteiligung in seinen politischen Rechten bringen müssen. Umgekehrt hatte Tyrus jetzt die erste Stelle in Phönizien und darum konnte es dem von Sidon aufgenommenen Alexander nicht mit gleich freudigen Erwartungen entgegensehen. Besaß doch Sidon das moralische „göttliche" Recht auf die Vormachtstellung und hatte die nötigen Zusicherungen von Alexander bereits erhalten. Die Forderung Alexanders ging denn auch dahin, Tyrus unter seine Verwaltung zu stellen, ihm also die eigene Verwaltung, die es bis dahin stets und in so harten Kämpfen behauptet hatte, einzuschränken. Der Ausdruck dafür war nach orientalischer Anschauung die Vollziehung der Opfer im Tempel des Stadtgottes (Melkart), denn diese ist das Recht des Königs oder von dessen Oberherrn. Vergebens hatten die Assyrerkönige und Nebukadnezar Tyrus belagert, um ihre Anerkennung als Lehnsherren durchzusetzen, die Stadt hatte stets ihre Stellung als ein in der inneren Verwaltung unbeschränkter Bundesgenosse behauptet, und die persische Herrschaft hatte ebenfalls diese bevorzugte Stellung anerkannt. Alexanders Forderung wurde abgeschlagen und Tyrus hielt also zunächst an seinem alten Oberherrn Darius fest. Es kam zu der siebenmonatlichen Belagerung, bei der diesmal die unbesiegte Inselstadt der größeren Belagerungskunst der Macedonier unterlag. Auch war der Herr Griechenlands ein gefährlicherer Gegner zur See, als die Assyrer und Babylonier, deren Flotte nur von den Nachbarstaaten der Tyrer gestellt wurde. Die Stadt wurde mit Gewalt genommen und dementsprechend behandelt. Die Gefangenen wurden in die Sklaverei verkauft, eine Aufhebung des wichtigsten Handelsplatzes konnte aber Alexander ebenso wenig beabsichtigen, wie 20 Jahre vorher Ochos bei Sidon. Es ist selbstverständlich, daß die neubesiedelte Stadt ihre verhältnismäßigen Vorrechte einbüßte, d. h. daß sie direkt der macedonischen Aufsicht unterstellt wurde. Ein König freilich und eine eigene innere Verwaltung mußte ihr schon gelassen werden.

Die Diadochenkämpfe mit ihrem bunten Hin und Wieder haben im Besitzstand gerade der phönizischen Küstenlandschaften einen vielfachen Wechsel herbeigeführt. Hier stritten namentlich Ptolemäus

und Seleukos um die wichtigen Häfen. Im allgemeinen haben aber gerade die phönizischen Staaten und besonders Tyrus und Sidon dadurch keinen großen Nachteil gehabt. Sie waren als Hafenstädte unentbehrlich und stellten zu den Flotten einen so starken Anteil, daß ihre Verdienste von den Oberherren durch Bewilligungen belohnt werden mußten. Die hervorragende Stellung als „Mutterstadt" gebührte jetzt wieder von Rechtswegen Sidon und dieses scheint überhaupt Tyrus überflügelt zu haben. Unter dem ersten und zweiten Ptolemäer ist wieder, wie einst unter den Persern, der König von Sidon Führer der Flotte, und der damalige König Philokles wird in den Inschriften dieser Zeit als Admiral der Ptolemäer genannt. Auch die Delier haben ihm Denkinschriften gesetzt, denn als Admiral und Vorsitzender des griechischen Inselbundes ist der oberste Kaufmann der reichen Handelsstadt ihnen in Geldgeschäften nützlich gewesen. Philokles ist ein griechischer Name und er ist derselbe König, der sich in seinen eignen Inschriften Tabnit nennt (S. 20). Sein Sarkophag ist in den 80er Jahren wieder gefunden worden und steht jetzt im Museum zu Konstantinopel. Er war der Vater des als Knaben verstorbenen Eschmunazar, dessen Sarkophag und Inschrift einen der wichtigsten Funde für die phönizische Epigraphik darstellt (gefunden 1855; jetzt im Louvre).

Im 2. Jahrhundert haben die fortgesetzten Kämpfe zwischen Seleuciden und Ptolemäern den beiden Städten ebenfalls ihre hervorragende Stellung erhalten oder ihnen noch weitere Vorrechte gebracht. Tyrus beginnt ein paar mal und ebenso Sidon, nach einer eigenen Aera zu rechnen. Das bedeutet eine staatliche Selbständigkeit, freilich nur der Form, weniger der Sache nach. Das „Befreien" der Städte und damit die Einführung eigener Aeren war damals epidemisch und gehörte zur diplomatischen Technik der Zeit.

Unter römischer Herrschaft hat sich das Verhältnis der Form nach wesentlich ebenso erhalten, nur daß bald alle Kriege und damit die Möglichkeit Vorrechte zu erwerben und zu verlieren, aufhörten. Dafür mußte die größere Sicherheit der Zustände dem Handel größeren Vorteil bringen und die römische Herrschaft ist für die phönizischen Städte daher eine Zeit der Blüte gewesen. Mehrere von ihnen, die bisher unter den großen gestanden hatten, wurden nun wieder selbständig. So trat Beirut gerade in der Römerzeit (S. 12) wieder als gleichberechtigt neben Sidon und Tyrus und kam als Hafen empor und ebenso hat Akko (S. 13) damals einen neuen Aufschwung genommen.

Inhalt.

Litteratur.

Pietschmann, Geschichte der Phönizier. Berlin 1889.
Friedrich Jeremias, Tyrus bis zur Zeit Nebukadnezars. Leipzig 1891.
W. v. Landau, Beiträge zur Altertumskunde des Orients. I. Leipzig 1893.
Hugo Winckler, Altorientalische Forschungen. Erste Reihe S. 420—457. Zweite Reihe S. 65—70.

Zu S. 11: Sumur s. Mitteilungen der VAG 1896 S. 203.
„ S. 21: Hiram II., s. v. Landau, Beiträge I.
„ S. 22: Salmanasser als Statthalter von Tyrus, s. Winckler, Forsch. 2. Reihe S. 2.
„ S. 25: Tyrus und die Seestaaten, s. Winckler, Forsch. II. S. 289.
„ S. 30: Philokles, s. ebd. S. 295—301.